1877.

Neue Monatshefte

für

Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben

von

Oscar Blumenthal.

V. Band. Heft 4.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1877.

April 1877.

Inhalt.

	Seite
Todtentänze. Phantasien von Hermann F. Grieben	273
Der Mond von Chantilly. Historische Erzählung von Otto Girndt	280
Die gnädige Frau von Pareh. Dramolet von Ernst Wichert	294
Aus Heine's Studentenzeit. Von Adolf Strodtmann	307
Literaturbriefe. Von Johannes Scherr	329
S. H. Mosenthal. Eine literarische Skizze von S. Heller.	334
Shakespeare in einem italienischen Spiegel. Von F. Groß.	346
Kritische Rundblicke	352
Ein platonisches Gespräch. Von Ed. von Hartmann.	

Die „Neuen Monatshefte" erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats im Umfang von mindestens 6 Bogen Lex. eleg. geh.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Todtentänze.

Phantasien

von

Hermann F. Grieben.

Auf der Brücke stand ich und sah hinab in den Strom. Das Leben reizte mich nicht mehr, darum reizte mich der Tod. Aber auch ich reizte ihn, denn, wie ich so lebhaft an ihn dachte, stand plötzlich, ungehörten Schrittes, ein Mann im Mantel neben mir und schlug mir freundschaftlich auf die Schulter, daß es mich kalt durchrieselte.

„Was wollen Sie von mir?" fragte ich befremdet.

„Du kannst mich Du nennen; ich bin der Tod!" antwortete er. „Die Menschen haben mich oft ihren besten Freund genannt, seitdem ist der Duzcomment zwischen uns eingeführt."

„Kommst Du, mich zu holen?" fragte ich so gleichgültig wie möglich.

„Du magst mitkommen, wenn Du willst. Doch ehe wir uns trollen, muß ich noch ein paar Andre abholen, deren Sanduhr abgelaufen ist. Komm' mit!"

Ich folgte ihm. Wenn ich mich eines Schauders in seiner Nähe auch nicht erwehren konnte, so war mir die neue Bekanntschaft immerhin interessant; die abgrundtiefen, melancholisch dunklen Augen des Todes hatten für mich sogar etwas Anziehendes. Er trat zuerst in ein palastartiges Haus, vor dessen Front auf der Straße dick Stroh angehäuft lag, um das Rasseln der vorüberrollenden Wagen zu dämpfen. Innen waren Flur und Treppe mit weichen Teppichen belegt.

„Was hast Du hier vor?" fragte ich mit flüsternder Stimme.

„Ich will eine Knospe brechen," antwortete der Tod und lächelte schwermüthig.

Dann verschwand er droben in einem matterleuchteten Corridor, und bald darauf knarrte eine Thür. Mehrere Herren mit weisen Mienen und verdrossenen Gesichtern kamen eilig die Stufen herab. Sie zuckten die Achseln, murmelten etwas von „nicht mehr helfen können" und „zu spät" und entfernten sich geschäftig. Es waren die vier berühmtesten Aerzte der Stadt. Gleich hinter ihnen kam lautlos der Tod geschritten. Er trug ein kleines Mädchen auf dem Arm, das sich wie im Schlummer über seine Schulter lehnte. Die blonden Locken hingen über das weiße Hemdchen herab; noch blühten die Wangen im Purpur des Fiebers. Und droben gellte der Schrei der Mutter und schnitt mir ins Herz.

„Nimm ihr das Kind nicht!" bat ich. „Trag es ihr zurück!"

„Wenn ich nur die nehmen wollte, die mir gern gegeben werden oder die freiwillig kommen, würde ich eine schlechte Ernte machen, und ich soll doch Platz für die Kommenden

schaffen!" antwortete der Tod und schritt unerbittlich mit seiner rührenden Last weiter, die er dann in die Tiefe versinken ließ.

„Aber so räume doch erst die Alten und Kranken aus dem Wege!" wand ich ein. „Mähe das welke Gras und die verblühten Blumen! Es gibt so Viele, die sich nach Dir sehnen und Dich stündlich rufen ...."

„Und wenn ich auf diesen Ruf erscheine, bitten sie mich, sie noch zu schonen. Du glaubst es nicht? So komm, wir wollen die Probe machen."

Wir stiegen in einem baufälligen Hinterhäuschen eine knarrende Stiege empor. Hier wohnte eine alte, vergessene Großmutter. Sie war fast hundert Jahr alt. Ihre Kinder und Enkel waren vor ihr ins Grab gesunken und ihre weiteren Verwandten kümmerten sich nicht um sie. Nothdürftig lebte sie von einem geringen Vermögen, und nur eine Dienerin, die mit ihr ergraut war, hielt treulich bei ihr aus, um — dereinst das geringe Vermögen zu erben. Die alte Großmutter saß in einem wurmstichigen Lehnstuhl, der fast so alt war wie sie und wohl beschlossen hatte, nur noch so lange zu halten als die alte Großmutter lebte, um dann befriedigt zusammenzukrachen. Die alte Dienerin las mit lauter Stimme, wie täglich seit 16 Jahren, aus dem Buche Hiob vor, — mehr zu ihrer eignen Erbauung, als zur Erbauung der Hörerin, denn die alte Großmutter konnte nicht mehr recht hören, und, was sie hörte, konnte sie nicht mehr recht fassen. Sie gab auch nicht Acht auf das Gelesene, sondern lenkte ihre volle Aufmerksamkeit auf die Kaffeetasse in ihren zitternden Händen, damit sie den dampfenden Trank nicht verschütte. Abwechselnd nippte sie an dem Kaffee und dann stieß sie einen Seufzer aus, und zwar sagte sie, wie sie seit zwanzig Jahren gewohnt war:

„Du lieber Gott, bring bald den müden Leib zur Ruh'!"

„So stell' die Tasse fort und komm!" antwortete der Tod.

„Wie?" fragte die alte Großmutter und that, als ob sie nicht recht gehört hätte.

Der Tod erhob seine scharfe Stimme so laut, daß sie ihn wohl hören mußte: „Es ist jetzt Zeit, Mütterchen, mit dem Tode abzugehen und den müden Leib zur Ruhe zu bringen!"

„So unvorbereitet?" sagte die Großmutter und verschüttete vor Schreck ihren Kaffee.

„Was, unvorbereitet?" lachte der Tod. Seit zwanzig Jahren wartest Du auf mich, rufst mich stündlich, und nun ich endlich komme — willst Du nicht?"

„Ja, ja, ich will schon ... aber .... Du könntest mich wohl erst meinen Kaffee austrinken lassen!"

Die Bitte klang so schmeichlerisch — so hatte die alte Großmutter vielleicht vor 80 Jahren ihren Eltern das Jawort abgeschmeichelt. Der Tod war gerührt.

„Nun denn, so lange will ich warten," sagte er und setzte sich auf die Ofenbank. Und nun nippte und schlürfte sie an ihrem Kaffee, so langsam wie eine alte Großmutter irgend nur nippen kann.

„Du lieber Gott, bring' bald den müden Leib ..." begann sie, da es ihr zu sehr zur Gewohnheit geworden war, doch unterbrach sie sich rechtzeitig und blickte vor Angst auf den lauernden Tod. Dieser hatte wohl zehnmal ungeduldig nach der Uhr gesehen, ehe der braune Trank zur Neige ging — endlich spülte die Großmutter den letzten Schluck hinunter. Da erhob sich der Tod, um sie fortzuführen. Ehe er sich's aber versah, hatte sie mit fast jugendlicher Geschwindigkeit aus der Bunzlauer Kaffeekanne, die neben ihr auf dem Tische stand, die Tasse wieder vollgeschenkt.

„Was heißt das?“ fragte der Tod.

„Ich hatte erst eine,“ erwiderte die Großmutter.

Mit der unbestimmten Vorstellung, daß die Menschen sich bei ihrem Thun meistens an ein bestimmtes Zahlensystem klammern, und im gewöhnlichen Leben vom Familien-Kaffee immer zwei Tassen trinken, entgegnete verdrossen der Tod:

„Nun meinetwegen! Du sollst zu guter letzt von Deiner alten Gewohnheit nicht abweichen! Da Du aber so langsam trinkst, will ich inzwischen die Zeit benutzen und in der Nachbarschaft noch Jemand abholen. Nachher spreche ich wieder vor.“ —

Ich folgte ihm in ein andres Gebäude. Es mußte ziemlich unbewohnt sein, so tiefe Stille herrschte darin; auch unsre Tritte wurden von den wolligen Matten des Flurs gedämpft. Weiße Marmorbüsten von Gelehrten und Philosophen des Alterthums schmückten das Treppenhaus.

„Wer wohnt hier?“ fragte ich feierlich gestimmt.

„Ein berühmter Philosoph, ein ausgegohrner Pessimist, dem das Leben schlecht und zwecklos erscheint und der mich daher stündlich mit seiner Feder citirt,“ antwortete mein Begleiter.

Wir betraten ein Vorzimmer. Ein Diener in Filzschuhen, der hier postirt war, um jeden störenden Besuch zurückzuscheuchen, damit die kostbare Zeit seines gelehrten Herrn nicht bestohlen würde, war auf dem Stuhl eingenickt. Unbemerkt schritten wir hindurch in das Allerheiligste des Weisen. Die Fenster des Zimmers waren verhangen und verrammelt, damit kein störender Sonnenstrahl, kein Laut von außen hereindringe. Eine Ampel flammte über dem eckigen, kahlen Schädel und geistreichen Antlitz des Gelehrten. Er saß an seinem großen Schreibtisch und schrieb an einem bereits stark angeschwollenen Manuscript, das den Titel trug: „Die Todessehnsucht, vom philosophischen Standpunkte gerechtfertigt“. Wir blickten über seine Schulter und lasen, was die tanzende Feder soeben zu Papier brachte:

„Die bewußte Intelligenz ist im Stande, sich gegen den unseligen Trieb zum Leben, durch den das fragwürdige Phänomen der irdischen Jammerexistenz Bestand hat, aufzulehnen und das Leben als ein Danaergeschenk von sich zu schleudern, kurz: den Tod zu wollen. Den Willen auf dies Object richten, ist das einzig Menschenwürdige und Jeder, der es fertig bringt, sein eigener Erlöser, — der arme, verirrte Idiot, der sich verzweifelt in den Abgrund stürzt, wie der erleuchtete Philosoph, der von der Zinne seines Geistes den Kopfsprung ins Nichts wagt. Das Leben ist eine Galeere; der Wille aber, der die Fessel ist, die uns daran kettet, kann auch zur Waffe werden, die uns zum Tode, d. h. zur Freiheit verhilft.“ —

Hier legte der Tod seine Hand auf den Arm des Schreibenden:

„So streif' die Fessel ab und sei frei! Komm mit mir!“

Das blasse Antlitz des Weltweisen röthete sich vor Zorn.

„Wie kommen Sie herein? Warum stören Sie mich? Wer sind Sie?“

„Ich bin der Tod.“

Und nun hätte man sehen sollen, wie plötzlich der Philosoph die Basis aller Philosophie, die contemplative Ruhe und das Gleichgewicht der Kräfte verlor, denn er begann zu zittern und machte einen großen Tintenklex.

„Deine Feder beschwor mich unzählige Male mit eigenen und fremden Ausdrücken, als „ein Ziel aufs Innigste zu wünschen“, als „den seraphischen Pförtner von Nir-

vana", als „den wahren Heiland der gequälten Menschheit", als „den einzigen Freund, welcher den Begriff wahrer Freundschaft nicht illusorisch mache" u. s. w." fuhr der Tod ungerührt fort. „Hier kommt also der gepriesene Freund, der Heiland, der Dich vom jämmerlichen, vielgeschmähten Dasein erlösen, Dich mit Seraphsschwingen ins erträumte Nichts tragen will. Warum freust Du Dich nicht des Langersehnten?"

„Ich wußte nicht, daß der Tod ironisch sein kann!" stammelte fassungslos der Gelehrte.

„Ironisch? Behüte! Die Ironie hast nur Du in die Situation gebracht! Kämst Du mir freudig, freiwillig entgegen und handeltest nach Deinen Worten, so würdest Du Deinem System durch die That die Krone aufsetzen!"

„Das darf ich aber erst, wenn ich mein System ganz dargelegt habe!" warf der Gelehrte, wieder Muth schöpfend, ein.

„Wozu?" fragte der Tod.

„Wozu?" wiederholte entrüstet der Gelehrte. „Um die Grenzen menschlichen Wissens zu erweitern, meinen weniger erleuchteten Menschenbrüdern die Fackel der Aufklärung zu reichen."

„Das sind Redensarten!" fiel der Tod ein. „Du weißt recht gut, daß Alles, was Du geschrieben hast oder noch schreiben wirst, bereits vor Dir ein Andrer gedacht, gesagt und geschrieben hat — wozu also das ewige Nachplappern? Der größere Theil der Menschheit will es nicht hören und der andere weiß es bereits oder kann es sich allein denken. Leg' also Deine Feder fort und komm!"

„Meine Feder fortlegen?" jammerte der Weise. „Ich soll mich von dem theuren Instrument trennen, das mich groß gemacht?"

„Ja, denn Du kannst es in meinem Reich nicht brauchen!"

„Ohne Feder kann ich aber nicht leben!" betheuerte der Philosoph.

„Das sollst Du ja auch nicht!" lachte herb der Tod.

„Schone mich!" flehte der Philosoph. „Nur ein Jahr — ich bitte Dich — ein paar Monate!"

„Sie hätten ja keinen Zweck für Dich!"

„O doch! Einen großen, erhabenen! Ich würde dies Manuscript beenden!"

„Das wird Dir jetzt unmöglich sein! Deine Abneigung, mit mir zu kommen, hat Dir soeben bewiesen, daß Dein Werk eine dicke Lüge ist. „Die Todessehnsucht vom philosophischen Standpunkt gerechtfertigt" wird ein trauriges Fragment für Deinen Papierkorb bleiben."

„Nein, nein! Wenn Du fort bist, arbeite ich mich wieder hinein!"

„Dann würde ich Dich sogleich wieder beim Wort nehmen!"

Der Gelehrte seufzte bedrängt.

„So laß mir wenigstens noch Zeit, das Leben ein bischen zu genießen!"

„Dazu wirds wohl zu spät sein, da Du 50 Jahre ungenossen verrinnen ließest. Du weißt, genießen kann nur die Jugend!"

„O, es gibt auch noch fürs Alter so manche Freude!"

„Meinst Du?"

„Zum Beispiel den Naturgenuß."

„Du aber hast den Sinn dafür verschlossen, wie Du Dein Zimmer sogar den Sonnenstrahlen absperrtest."

Der Gelehrte riß mit hastiger Hand die Fenstervorhänge von einander und schlug

die Läden zurück. Ein voller Strom goldigen Abendlichtes drang durch die Scheiben. Der Philosoph öffnete dann auch das Fenster. Frische erquickende Luft ergoß sich in die dumpfe Zelle. Er that einige tiefe Athemzüge und blickte träumerisch, fast wehmüthig zum fernen Horizont.

„Nun?" sagte der Tod nach einer Weile und trat zu ihm. „Hast Du Dich besonnen?"

Der Angeredete deutete in die Ferne:

„Sieh dort, wo der Strom sich im Walde verliert, da ist es schön, da hab' ich einst einen frischen Knabentraum geträumt — es ist lange her; auch hatte ich es längst vergessen — jetzt fällt es mir lebhaft wieder ein und die Sehnsucht packt mich, unter den tiefherabhängenden Zweigen noch einmal zu liegen und die Wellen noch einmal vorübergleiten zu sehen — es mag recht thöricht sein, ich glaube, der Schreck hat mich um den Verstand gebracht, aber ich bitte Dich dringend, laß mich noch einmal dort einen Sommertag verleben!"

„Der Schreck hat Dir den Verstand wieder gebracht," verbesserte der Tod und setzte dann milder hinzu; „Damit Du wenigstens nicht ganz die gute Meinung von mir verlierst, die Du so oft ausgesprochen hast, erlaube ich Dir zu leben, bis Du Dich in Wahrheit und nicht nur in der speculativen Phrase nach mir sehnst! Lerne aus unsrer Begegnung, wie morsch die Brücken über der Kluft zwischen Theorie und Praxis sind und predige nie mehr die Verwerflichkeit des Lebens!"

„Den Tod werde ich aber dennoch fortan als einen Freund betrachten," setzte der Gelehrte mit erheitertem Gesicht hinzu, „da er dem Leben Werth verleiht, durch die Erinnerung an die Endlichkeit!"

„Sophist!" lächelte der Tod im Abgehen und drohte mit dem Finger.

Eben trat lautlos der Diener in Filzschuhen mit dem ersten Stoß Correcturbogen der „Todessehnsucht vom philosophischen Standpunkt gerechtfertigt" ein. Der Philosoph machte eine heftig abwehrende Handbewegung zum Papierkorb hin und schalt den Diener ärgerlich, daß er bei Tage die Lampe angezündet habe; dann schlug seine Stimmung plötzlich in Weichheit um; er umarmte den bestürzten Diener, deutete auf Correcturbogen und Manuscript und sagte:

„Alte, treue Seele, mach Dir einen vergnügten Tag damit!"

„Damit?" stotterte verlegen die alte, treue Seele.

„Ja, mach ein Feuer und braue Dir einen Punsch darauf! Ich weiß, wie sehr Du ihn liebst!"

Mehr hörten wir nicht. Der Tod zog mich lächelnd hinaus. Er war so guter Laune, daß er im Vorübergehen der Büste des Heraklit einen Nasenstüber versetzte.

„Nun, habe ich nicht Recht gehabt?" fragte er mich auf der Straße, „Daß die mich am meisten rufen, sich am heftigsten gegen mich sträuben? Was meinst Du?" setzte er hinzu. „Wird die Großmutter jetzt ihren Kaffee aus haben?"

„Es läßt sich erwarten; wir sind fast eine Stunde fort gewesen," antwortete ich.

„So laß sie uns abholen!"

Wir mußten an einem eisernen Gitter vorüber, welches einen Garten von der Straße trennte. In der äußersten Ecke war eine dichte Laube; die Rosen glühten und dufteten daran und von innen klang zärtliches Geflüster. Der Tod machte mir ein Zeichen still zu stehen und zu lauschen.

„Adolf!"

„Adolfine!"

„Hab ich Dich wieder?"

„Du liebst mich noch?"

Durch einen Spalt zwischen Gitter und Rankenwerk konnte ich Adolfine und Adolf bequem sehen, wie sie in stürmischer Umarmung und süßem Gekose sich dort ihres Wiedersehens freuten.

„Der Tod wird doch nicht dies Turteltaubenpaar grausam trennen wollen?" dachte ich erschreckt und blickte besorgt auf Adolf, der allerdings etwas erhitzt und apoplektisch aussah. Dieser Gedanke, in einer Kußpause angestellt, ward durch erneutes Geflüster unterbrochen.

„Wie liebe ich Dich, Adolfine!"

„Und ich Dich, Adolf!"

„Ach, jetzt so in Deinem Arm zu sterben!"

„Ach ja, im Kuß dahin zu schwinden!"

„Solch Tod muß Seligkeit sein!"

„Wir würden dann nie wieder getrennt!"

„Wir wären ewig vereint!"

„Ich stehe ganz zu Eurer Verfügung!" sagte nun der Tod, der plötzlich mitten in der Laube vor dem entsetzten Paare stand. Mit einem nervösen Schrei sprang Adolfine auf und wollte entfliehen, da der Tod ihr jedoch den Ausgang vertrat, sank sie wieder in Adolf's Arme.

„Um Gottes Willen .... Adolfine, was ist Dir?"

„Ich weiß nicht .... vielleicht eine Vision .... es geht vorüber!"

„Nein, es geht nicht vorüber!" antwortete der Tod und trat wieder näher. „Seht mir nur ins Antlitz. Ich bin der Erwünschte, der Euch die Seligkeit der ewigen Vereinigung bereiten will! Benutzt nun die Gelegenheit, Euch Euer Beisammensein für ewig zu sichern. Das Leben mit seinen Hindernissen, die Gesellschaft mit ihren Vorurtheilen werden Euch auseinander reißen — nur ich vermag Euern Bund dauernd zu erhalten!"

Adolf und Adolfine wechselten scheu einen fragenden Blick.

„Entschließt Euch!" drängte der Tod.

„Ich möchte wohl, aber ...." begann endlich Adolf.

„Aber?"

„Laß mich wenigstens erst mein Assessor-Examen absolviren."

„Es ist einerlei, ob Du als Assessor oder Referendarius in mein Reich eingehst. Ueberdies hast Du bisher das Examen als unliebe Zukunftsstation immer wieder hinausgeschoben!"

„In diesem ernsten Moment aber packt mich der heiße Wunsch, es zu machen."

„Und Adolfine?"

„Ich — ich — möchte doch sehen, ob Adolf durchkommt!"

„Nun so lebt, thörichte Menschenkinder, die Ihr nie wißt, was Ihr wollt! Künftig ruft mich aber nicht, wenns Euch nicht Ernst ist."

Mit diesen Worten war der Tod aus der Laube verschwunden und mit einem spöttischen Lächeln wieder neben mir.

„Sie sind im Liebesrausche! Man muß es nicht so genau mit ihren Reden nehmen; ich wußte das im Voraus!" sagte er.

„Auch sind sie jung und hoffnungsvoll und ihre Lebenslust natürlich!" setzte ich hinzu.

„Die Alten und Hoffnungslosen hängen jedoch nicht minder am Leben. Ehe wir zu der alten Großmutter zurückkehren, tritt mit mir in dies Spital ein! Sieh, Alle, die hier auf armseligem Lager in Reih und Glied liegen, sind arm, alt, krank und hoffnungslos, traurige Prädikate, um sie auf ein unglückliches Subject zu häufen, und dennoch hängt jedes dieser unglücklichen Subjecte zäh am Leben und kehrt mir scheu den Rücken, wenn ich erlösend an ihr Bett treten will!"

Der Tod hatte wahr gesprochen. Keiner der Spittelleute mochte mit ihm gehen; alle hatten eine Ausrede, so nichtig diese auch oft war. Ein alter Mann hatte es sich in den Kopf gesetzt, erst seinen Bettnachbar heraustragen zu sehen; der Bettnachbar wollte erst seine neue Medicinflasche ausbrauchen; eine alte, gelähmte Frau wollte erst noch einmal ihren Geranium in Blüthe sehen, eine andre sich erst noch beim Inspector über die schlechte Aufwartung beschweren, eine dritte gar erst ihren Strickstrumpf zuspitzen.

„Du siehst, wie schlechte Geschäfte ich mache, wenn ich nicht mit Gewalt vorgehe, obwohl alle diese Leute unaufhörlich nach mir rufen!" bemerkte der Tod, indem er mich wieder hinausführte. Er sah nach der Uhr und beschleunigte seinen Schritt.

„Du lieber Gott, bring bald den müden Leib zur Ruh!" hörten wir die zitternde Stimme schon wieder von innen murmeln, als wir uns der Stube der alten Großmutter näherten. Der Tod riß hastig die Thür auf — die alte Großmutter trank noch Kaffee!

„Noch nicht fertig?" schrie der Eintretende sie ungeduldig an.

„Nein," erwiderte die Großmutter naiv, „ich bin erst bei der fünften!"

„Und wie viel Tassen trinkst Du denn täglich?"

„Sieben," erwiderte mit freundlicher Zuversicht die Alte.

„Du meine Güte! Das kann ich nicht abwarten! Da muß die zäheste Geduld verzweifeln. Auf Wiedersehen denn — später!"

Ich sah nur noch, wie sich ein Schein der Freude über die runzeligen Züge der Greisin stahl — ja wahrhaftig, sie freute sich noch des Lebens!

„Bist Du nun noch der Ansicht, daß ich nur die holen soll, die sich nach mir sehnen und nach mir rufen?" fragte mich draußen der Tod.

Ich konnte weder ja noch nein sagen, sondern nur meine Verwunderung über die wankelmüthige Menschheit aussprechen.

„Und Du selbst!" fuhr mein Begleiter fort. „Als Du vorhin von der Brücke in den Strom unter Dir schautest, gabst Du da nicht auch so eine Art ungedruckter Broschüre über „die Todessehnsucht vom philosophischen Standpunkt gerechtfertigt" heraus — wie denkst Du jetzt?"

Ich mußte gestehen, daß mich die Lebenslust der Andern angesteckt habe, und daß ich das Lebensjoch auch lieber noch einmal auf mich nehmen wolle. Er lächelte überlegen und blickte mich mit seinem magnetischen Blick so durchdringend an, daß ich die Augen niederschlug; als ich den Blick aber wieder emporrichtete, war der Tod verschwunden und ich stand allein auf der Brücke. Ob ich geträumt hatte? Dann aber, wie ein Hase, mit offenen Augen! Schlaf, Traum und Tod sind ja Geschwister: sie mögen wohl zuweilen auf Urlaub gehen und sich gegenseitig vertreten.

Der Mond von Chantilly.

Historische Erzählung

von

Otto Girndt.

I.

Der Juli des Jahres 1764 ergoß über den größten Theil Frankreichs eine so brennende Sonne, wie es seit langer Zeit keiner seiner Vorgänger gethan. Die Arbeit war während der Tagesstunden den Menschen fast unmöglich, und die bevorzugte Gesellschafts-Classe, die der Himmel ernährte, ohne daß sie die Hände rührte, sah sich außer Stande, dem Vergnügen nachzujagen. Alles hielt sich unter Dach und schöpfte erst Luft im Freien, wenn die Sterne auftauchten.

An einem jener Abende promenirte im Park von Chantilly, seinem Sommersitz, der Prinz von Bourbon mit seinen Cavalieren und dem jungen Grafen Roussillon, der am Nachmittag aus Paris eingetroffen war, um sich Seiner Hoheit als glücklich heimgekehrter Reisender vorzustellen; er hatte seine damals übliche große Tour durch Europa gemacht.

„Wirklich, meine Herren," bemerkte der Prinz, vor einer Laube stehen bleibend, „wir haben es unsrem lieben Grafen hochanzurechnen, daß ihn die maßlose Hitze nicht abgehalten, uns seine Ergebenheit zu bezeigen. Niemand hätte ihm zürnen können, wenn er den Besuch bis zum Eintritt kühlerer Witterung verschoben."

„So lange," entgegnete Roussillon, „wollte mein Herz sich nicht gedulden. Man erwartete vom gestrigen Vollmond mildernden Einfluß auf die Temperatur, aber wieder vergeblich. Sehen Euer Hoheit, dort steigt die Scheibe in förmlich hohnlachender Klarheit über die Baumwipfel herauf!"

Der Prinz folgte jedoch der Hinweisung nicht, wandte vielmehr dem glänzenden Gestirn beinahe heftig den Rücken und schlug einen von Gebüsch beschatteten Seitenpfad ein. Schweigend, wie er selbst, schloß seine Umgebung sich ihm an; nur der Ritter Macdonel, ein geborener Schotte, der seit vielen Jahren als Edelmann in Bourbon's Suite diente und allgemein „der brave Schotte" hieß, blieb bei dem betroffen stehenden Grafen zurück und gab ihm durch leisen Druck der Hand zu erkennen, daß er ihm ohne Zeugen eine Mittheilung zu machen wünsche. Der junge Mann sah fragend den Alten an, der sogleich im Flüsterton das Wort ergriff:

„Sie konnten das nicht wissen, wir Alle nennen nie mehr den Mond vor dem Prinzen. Er mag's nicht hören, es thut ihm weh."

„Ich greife sicherlich nicht fehl," versetzte Roussillon, „wenn ich die Ursache in irgend einem betrübenden Ereigniß suche, das in meiner Abwesenheit —"

„So ist es!" bestätigte unterbrechend der Ritter. „Seine Hoheit wird an eine Katastrophe erinnert, die sich vor Jahresfrist hier in Chantilly eingeleitet. Der Prinz mißt sich eine Mitschuld bei, obwohl er so frei davon ist wie ich. Er behauptet, den ersten Anlaß gegeben zu haben, daß der Marquis de la Touche sein Weib verloren."

„Was sagen Sie?" fuhr der Graf erschrocken auf. „Die reizende Marquise todt? Davon hat mir Niemand eine Sylbe geschrieben."

Der Schotte schüttelte den Kopf: „Alle, die darum wissen, haben sich das Wort gegeben, zu schweigen. Die Marquise lebt — in England!"

„Um Gotteswillen," stammelte Roussillon, „was werde ich hören?"

„Der Prinz," fuhr Macdonel fort, „befahl mir soeben durch einen Blick, der Ihnen entging, Sie von dem Geschehenen zu unterrichten. Da Sie jetzt wieder in unsren Kreis treten, ist Ihre Orientirung erforderlich, damit Sie Ihr Verhalten danach regeln."

„Setzen wir uns," bat der junge Mann, „der Schreck hat mich halb gelähmt!"

Der Schotte folgte in die Laube und ließ sich neben ihm nieder, ohne Umschweif beginnend:

„Sie wissen, daß der Liebreiz, die sanfte Schönheit, vor Allem aber die Keuschheit der Marquise ihr den Beinamen „„Der Mond"" erworben hatte. Im Frühsommer vorigen Jahres zählte sie mit ihrem Gemahl mehrere Wochen hier zu unsren Gästen. Ein halber Landsmann von mir, ein junger Engländer, überbrachte im Auftrag seines Königs unsrem Prinzen einen prachtvollen Schimmelhengst als Geschenk und ward aus Dankbarkeit gleichfalls in Chantilly behalten. Sein Geburtsname ist Evelyn Pierrepont, durch den Tod seines Onkels ist er Herzog von Kingston geworden. Mehr, als dieser Rang und sein Reichthum, fesselte sein feines Wesen und die unleugbar vorzügliche Bildung, die er sich angeeignet, unsre Damen. Doch Keine eroberte ihn, vielleicht weil sie ihm ihre Herzen zu offen entgegentrugen. Ich sah zuweilen, wenn er sich unbeachtet glaubte, daß er Blicke auf die Marquise warf, in denen heimliche Leidenschaft loderte. Indeß Niemand außer mir altem Knaben schien es zu gewahren, am wenigsten die liebliche Frau selbst, die den Herzog mit immer gleicher Freundlichkeit behandelte, ohne ihn vor andern Männern besonders auszuzeichnen. Einmal ward ich von ungefähr Ohrenzeuge eines Gesprächs zwischen Beiden. Sie saßen in derselben Laube, wo Sie jetzt das Unglück vernehmen, lieber Graf. Kingston rühmte die Einfachheit ihrer Toilette im Gegensatz zu dem überladenen Putz, wie er heutzutage Mode. „„Ich muß sparen,"" lachte sie, „„wir haben drei Kinder und verhältnißmäßig geringe Revenüen."" Er ging auf ihre geistigen Vorzüge über und hob namentlich die wohlthuende Ruhe ihres Wesens hervor, die sie auch über ihre Umgebung verbreite, so daß Keiner ihrer noch so begeisterten Verehrer im Ausdruck seiner Empfindungen für sie die Grenzen der Ehrfurcht jemals verlasse. Sie lachte von Neuem: „„Ich kenne meine Pflichten als Gattin und Mutter zu wohl und fühle mich zu glücklich in deren Erfüllung, um mich nach Huldigungen von fremden Männern zu sehnen, wie sie Mancher meines Geschlechts Bedürfniß sind. Es gehört in unsrer Gesellschaft leider zum guten Ton, einen, wenn nicht gar mehrere Galane zu haben; ich will lieber schlechten Ton und dabei gute Sitte festhalten."" Aus meinem Versteck dort hinten entdeckte ich, wie der Herzog die Farbe wechselte; seine Stimme klang zitternd, indem er ihr zu erwidern wagte, sie täusche sich über sich selbst,

wenn sie sich für glücklich erkläre; denn sie habe ihren Gemahl als sechszehnjähriges Kind beim Austritt aus dem Kloster erhalten, und wenn sie ihm ergeben sei, könne sie bei ihren sechsundzwanzig Sommern den achtundvierzigjährigen Gatten doch nur wie einen väterlichen Freund verehren; herzaufwühlende, markverzehrende Leidenschaft hingegen habe sie nie kennen gelernt. „„Gott sei Dank,““ rief die Marquise, „„ich will es auch nie!““ Fiebernd warf der Herzog hin: trotz Allem, was man dagegen sagen möge, sei die Sturmfluth der Seele das höchste, das einzige Glück des Lebens. Er wurde so deutlich, daß die junge Frau nicht mehr zweifeln konnte, den glühendsten Liebhaber vor sich zu sehen. Sie stand lautlos auf und begab sich eilenden Schritts ins Schloß. Kingston fiel auf den Sitz zurück und nagte lange die Lippe, eh' er wieder ein ruhiges Aussehen gewann. Als er der Marquise endlich nachging, schlich auch ich mich davon. Mit Freude nahm ich wahr, wie sie an den nächsten Tagen ihn ignorirte. Da eines Morgens bekam der gute de la Touche Briefe aus Paris, die seine schleunige Rückkehr in die Stadt nothwendig machten. Die schöne Sophie wollte ihn begleiten. Unser Prinz bat den Marquis, den lieben Mond uns noch einige Tage zu gönnen, und das ists, was er sich jetzt nicht verzeihen kann, worin er seine Schuld erblickt. Ich billigte den Vorsatz der Marquise, sogleich mit nach Paris zu gehen; doch mein Herr und Gebieter, der ja nicht ahnte, was ich wußte, verwies mir mein Dareinreden und setzte es bei dem gefälligen Marquis durch, daß uns Sophie blieb. De la Touche war vierundzwanzig Stunden fort, als ein paar Jäger die Nachricht brachten, im Forst sei ein mächtiger Hirsch zu spüren. Augenblicks ließ der Prinz zur Jagd blasen. Wir saßen auf, Kingston mit uns. Allein schon am Waldsaume klagte er über heftige Schmerzen im Fuß und bat um Urlaub, ins Schloß umkehren zu dürfen. Wir fanden ihn nach der Jagd noch hinkend. Daß er die Schmerzen erheuchelt, war mir klar. Wie er den Tag benutzt, zeigte sich an der veränderten Haltung der Marquise. Sie sah den Herzog bei der Tafel nie an, aber statt der unbefangenen Heiterkeit, die ihr sonst stets eigen, lag ein sinnender Zug auf ihrem Gesicht, und wenn sie sprach, schien ihre Seele anderswo befindlich. Der Prinz machte einen Scherz darüber, er wähnte ihre Gedanken in Paris bei Mann und Kindern. Ich faßte mir das Herz, ihn zu tadeln, daß er die zärtliche Gattin vom Gemahl getrennt, und erbot mich, Sophien in die Stadt zu bringen. Sie schlug es aus, nahm aber am folgenden Morgen Abschied, um allein nach Hause zu fahren. Der Prinz hielt sie nicht länger. Nach einer halben Woche kam die Gräfin Egmond und setzte Alles in Aufruhr durch die Mittheilung, das Mondlicht sei verdunkelt, die Marquise liege krank daheim. Der Herzog von Kingston war ungemein bereit, nach Paris zu eilen und dem besorgten Prinzen täglich Bülletins über das Befinden der Patientin zu senden. Er hielt auch Wort, bis plötzlich statt seines Boten die Kunde eintraf, die Marquise sei verschwunden, Kingston desgleichen.“

„Unglaublich! Unfaßlich!“ warf Roussillon, der bisher athemlos gelauscht, jetzt erregt ein.

Der ehrliche alte Schotte legte ihm die Hand auf den Arm: „Mein lieber Graf, in jedes Menschen Gemüth liegen Abgründe, an denen er oft lange vorbeiwandelt, bis sie ihn auf einmal in ihre Tiefen ziehen.“

Roussillon stützte die Stirne in die Rechte: „Auf diese Frau hätte ich geschworen!“

Macdonel zuckte die Achsel: „Wer nicht?“

„Durch welche Künste konnte es dem Herzog gelingen —“ begann Jener zu fragen.

Der Ritter ließ ihn nicht enden: „Er hatte es verstanden, ihr Mitleid zu wecken, hatte ihr mit Selbstmord gedroht —"

„Woher wissen Sie das?" fiel der Graf lebhaft ein.

Ruhig berichtete der Vorige: „Aus London empfing der Marquis einen Brief von der mitentflohenen Kammerzofe seiner Frau. Darin stand es. De la Touche gab ihn mir zu lesen."

„Und weiter?"

„Sie meinen, ob er keinen Versuch unternommen, sich an seinem Weibe oder dem Entführer zu rächen?"

„Allerdings?"

„Hunderte in seiner Lage hätten das wohl gethan, bester Graf, mein edler Freund de la Touche handelte anders und hat sich dadurch höhere Achtung erworben, als durch einen Act der Vergeltung. „„Wenn ich,"" sagte er mir, „„um die Liebe meiner Frau zu dem jüngeren Manne gewußt hätte, würde ich, wie Cato von Utica mit seiner Marcia gethan und meine Frau dem Herzog überlassen haben. Ich suche keine Rache und wünsche auch nicht, daß mich das Schicksal an Sophien rächt.""

„Merkwürdige Großmuth!" kritisirte Roussillon.

„Sie sehen," sprach Macdonel, „daß diese Tugend selbst in einem Zeitalter, welches von falschen Ehrbegriffen wie von Lastern strotzt, sich immer noch vereinzelt findet."

„Aber was sagen die Kinder zur Flucht ihrer Mutter?" begehrte der Graf zu wissen.

Der Schotte lächelte traurig: „Den Kleinen hat der Vater erzählt, die Mutter sei auf Anrathen der Aerzte nach England in ein Seebad gereist, um ihre gefährdete Gesundheit herzustellen; er selbst habe gewünscht, daß sie heimlich aufbreche, damit das Weh des Abschieds von ihren geliebten Kindern ihr Herz nicht zerreiße. Von Zeit zu Zeit liest der verlassene Mann nun dem Knaben und den beiden Mädchen fingirte Briefe der Mutter vor, worin sie ihre Genesung und Heimkehr bald näher, bald ferner in Aussicht stellt."

„Wie lange will er die Täuschung fortsetzen?"

Macdonel stand auf. „Bis es eben nicht mehr möglich ist. Ich gebe ihm darin Recht: die Zeit mag für sich selbst sorgen. Sie aber, Graf Roussillon, nehmen, wie ich merke, an dem ganzen Betragen des Marquis Anstoß. Sie halten ihn für schwach —"

„Ich gestehe: ja!"

„So warten Sie ab, bis Sie ihn sehen. Mir ist selten Jemand vorgekommen, der Leiden mit solcher Selbstbeherrschung trägt. Sie begegnen ihm vielleicht zufällig, obwohl er selten ausgeht. Dann werden Sie ihn sehr verändert finden."

„Sie deuten mir an, daß ich ihn nicht aufsuchen soll?"

Der Schotte nickte: „Er wird Ihnen dankbarer dafür sein, als wenn Sie sich bemühen wollten, ihm Theilnahme an den Tag zu legen. Doch jetzt kommen Sie ins Schloß, der Prinz wird uns erwarten!"

So war es in der That. Als der Ritter den jungen Grafen in den erleuchteten Speisesaal führte, saßen die Cavaliere bereits um die Tafel. Der Stuhl zur Linken des Prinzen stand leer. Bourbon winkte: „Ich hätte Ihr langentbehrtes Gesicht mir gern gegenüber, lieber Roussillon, aber da ich während Ihrer Abwesenheit zu andern schönen Eigenschaften auch noch die der Schwerhörigkeit bekommen, müssen Sie schon neben mir Platz nehmen. Macdonel wird sich drüben niederlassen, mit ihm verstehe ich

mich auf den Wink." Der treue Diener wußte, was der Herr meinte, verneigte sich und ließ in seinem sprechenden Blick den Prinzen lesen, daß Roussillon jetzt wisse, was er nach Bourbon's Wunsch wissen sollte.

„Nun erzählen Sie von Ihren Reisen, Graf," forderte das Haupt der Gesellschaft, „was Sie Lustiges gesehen und erlebt! Sie erwerben sich ein Verdienst um uns, wenn Sie uns zum Lachen bringen. Der Teufel hole die schwüle Atmosphäre, die hypochondrisch macht! Mir ist manchmal, als sei Nichts in der Welt mehr des Lachens werth."

II.

Der Herzog von Kingston sah sich im unangefochtenen Besitz der Geliebten. Die Sturmfluth der Seele, die er für das höchste, einzige Glück des Lebens erklärt, mußte aber dadurch zur Ruhe gelangen. Wäre Sophiens Gatte oder ein Freund des Marquis dem Entführer über den Kanal nachgedrungen, hätte ihn in seinem Palais zu London aufgesucht und zur Rechenschaft gezogen, wahrscheinlich würde er seinen Raub mit dem letzten Blutstropfen vertheidigt haben. Da jedoch Monat um Monat verging, ohne daß ein Strafgericht ihn bedrohte, sank der Werth seiner Eroberung in seinen eignen Augen. Galt die Marquise ihrem Gemahl nicht soviel, wie es in Frankreich geschienen, weil de la Touche sie gleichgültig aufgab? Oder hielt ihn persönliche Furcht ab, einen Waffengang auf Tod und Leben mit dem Zerstörer seines Eheglücks zu thun? Gründliche Eifersucht hätte der Furcht nicht Raum gegeben, sondern nur den Zorn sprechen lassen. Das sagte sich der Herzog im Stillen und kam zu dem Schluß: „Du hast ein Weib an dich gerissen, dessen ein Andrer vielleicht bereits überdrüssig war! Er lacht möglicherweise über dich als einen Verblendeten, einen Thoren; du hast ihm keine Kränkung zugefügt, vielmehr einen Gefallen erwiesen!"

Vergebens mühte er sich bei solchen Reflexionen, dagegenzuhalten, welch Opfer ihm Sophie gebracht, welche Dankbarkeit er ihr schulde. Wenn es erst nöthig wird, gute Gedanken gewaltsam heranzuziehen, um bösen die Spitze zu bieten, ist der Kampf von vornherein entschieden, und Liebe aus bloßem Pflichtgefühl hört auf, Liebe zu sein. Kingston hatte der Marquise, als er London mit ihr erreicht, seinen ganzen Haushalt untergeben und in der ersten Zeit jede ihrer Anordnungen vortrefflich, unvergleichlich gefunden. Nach und nach schwand jetzt der Enthusiasmus dafür; Manches, was sie eingerichtet, dünkte ihn eine Beschränkung seiner Freiheit, über seine Stirne flog bisweilen ein Wölkchen, er fing an, Dies und Jenes zu tadeln. Sofort änderte Sophie es seinem Wunsche gemäß, doch gerade ihre Fügsamkeit und Willfährigkeit in allen Stücken fand üble Auslegung bei ihm: er schrieb sie der Ueberzeugung zu, die ihr selbst aufgehe, daß ihre Reize nicht mehr unbedingte Herrschaft ausübten, daher sie durch andre Mittel trachten müsse, sich in seiner Gnade zu erhalten.

Wie irrig war die Meinung! Der Marquise fehlte der Geist der Herrschsucht wie die Anlage zur Koketterie, der Grundzug ihrer Natur war Güte; Niemand, der ihr nahe stand, sollte Etwas entbehren, lieber versagte sie es sich. Noch eins kam hinzu, was sie antrieb, sich dem Herzog immerdar nachgiebig und gefällig zu zeigen: sie wollte ihm den Zwiespalt verbergen, in den ihr neues Verhältniß sie mit sich selbst gebracht. Der Mutter war es unmöglich, sich innerlich in gleicher Weise von ihren Kindern loszulösen, wie sie es äußerlich gethan, ihr Herz blieb getheilt zwischen Vergangenheit und Gegenwart, und wenn sie ihres ehrenwerthen Gemahls gedachte, der die Treubrüchige mit

Recht verachten durfte, so zitterte sie; Kingston aber sollte glauben, sie fühle sich durchaus zufrieden bei ihm, nachdem sie ihm einmal Alles preisgegeben, was ihr früher heilig gewesen.

Dem Britten fiel es nie ein, nach ihrem Seelenzustand zu fragen; als echter Egoist beschäftigte er sich nur mit seinem lieben Ich, und sobald ihm klar ward, daß sein jetziges Leben ziemlich eintönig sei, genirte er sich keinen Augenblick länger, Zerstreuungen zu suchen, an denen die Marquise nicht Theil nahm. Sie ließ ihn ohne Vorwurf gehen; sie ertrug es, daß er bei Tische wortkarg und allmälig ganz schweigsam wurde; die innere Stimme flüsterte ihr zu: wenn sein Sinn auf dem Wege sei, sich von ihr abzuwenden, würden Vorstellungen und Bitten aus ihrem Munde den völligen Bruch nur beschleunigen. Doch was dann, wenn eines Tages auch trotz ihrer Duldsamkeit von Kingston's Seite die Erklärung fiel: „geh' hin, woher du gekommen, ich bin durch kein heiliges Band an dich gekettet, ich mag dich nicht länger?" Nagende Angst vor der Zukunft befiel sie, Schuldbewußtsein, Reue und die Qual der Empfindung, ihr Loos verdient zu haben, marterten das junge Weib, das vor dem Spiegel erschrack; denn Sophie erschien sich nicht mehr siebenundzwanzigjährig, sie kam sich matronenhaft vor. Gram ist der schechteste Hüter körperlicher Schönheit.

Eines Morgens kündigte Kingston Sophien an, sie müsse sich den Tag über allein unterhalten, er werde mit Freunden einen Ausflug aufs Land unternehmen. Sie schwieg. Er verließ den Frühstückstisch ohne Lebewohl. Da löste sich ihr verhaltener Schmerz in brennenden Thränen, und als sie sich ausgeweint, suchte sie mit frostbebender Hand aus ihren Papieren einen Brief hervor, den sie kurz nach ihrem Eintreffen in London von einer ehemaligen Klostergespielin aus Brüssel empfangen. Diese hatte von dem Schritt gehört, den die Marquise gethan und ihr geschrieben: „Ueber kurz oder lang — wahrscheinlich aber das Erstere — wird er Deine Hingebung mit Füßen treten, Du wirst Dich verschmäht, verstoßen, vereinsamt sehen, wie Deine unglückliche Freundin, wie ich, die ebenfalls Vernunft, Sitte und Pflichten bei Seite gesetzt hat und dem teuflischen Lockruf der Leidenschaft gefolgt ist."

Sophie hatte den Brief das erste Mal mit Entsetzen gelesen und nie wieder zu berühren gewagt. Heut' las sie ihn ruhig, murmelte: „nur allzuwahr!" und schickte sich zur Beantwortung an. Die Einsamkeit kam ihr ja zu Statten, der Tag war lang, was ließ sich da nicht Alles mit der Feder sagen? Und der Marquise war es Bedürfniß, sich auszusprechen, zumal Niemand sie besser verstehen konnte, als die gleichgeprüfte Leidensgefährtin. „Ich will mich," schrieb sie, „nicht vertheidigen, noch meinen Fehler beschönigen. Du selbst magst urtheilen, inwieweit ich zu verdammen bin. Mein Herz war frei von jeder heißen Regung, bis er, die Pistole in der Hand, vor mir stand und sich vor meinen Augen zu tödten drohte, wenn ich ihn nicht erhöre. In seiner Nation ist der Selbstmord eine Art Krankheit, die manchem jungen Leben um geringerer Ursachen willen ein Ende macht. Er dauerte mich, die Bestürzung wirkte mit, ich bat ihn, sein gräßliches Vorhaben wenigstens aufzuschieben. Am nächsten Tage reiste ich von Chantilly ab, in der Hoffnung, ihn zu curiren, wenn er mich nicht mehr sähe. Aber der Schrecken, den seine Heftigkeit mir eingeflößt, verließ mich nicht. Im Traum nahte mir der Herzog wieder, mit fliegendem Haar über einem Abgrund schwebend, ein blutiges Papier vor meine Füße schleudernd. Schreiend, schweißgebadet fuhr ich auf, mein Kammermädchen Fanchon stand an meinem Bett und behauptete, ich habe mehrmals im Schlaf laut die Namen

Evelyn und Kingston gerufen. Ich wußte damals noch nicht, daß die Creatur schon in Chantilly von ihm bestochen, zu meiner Verführung erkauft war. Ein mehrtägiges Fieber folgte jenem grausigen Traum, ich blieb im Bett, doch der Arzt fand keine Gefahr und redete meinem Gemahl zu, sich nach Saint-Germain zu begeben, wo ein hoffnungslos Kranker ihn zum letzten Mal zu sprechen verlangte. Kaum ist der Marquis eine Stunde fort, als Fanchon hereineilt: der Herzog stehe im Nebenzimmer. Bisher hatte sie ihm täglich Rapport über mein Befinden in sein Absteigequartier gebracht, aus der Entfernung meines Mannes läßt die Falsche ihn den Vortheil ziehen, nach dem er getrachtet. Unter einer Vermummung war er in unser Hotel geschlüpft. Fanchon beschwört mich, ihn nicht abzuweisen, ihm wenigstens einen Blick, einen Handkuß zu gestatten. Ungeachtet meiner entschiedenen Weigerung fliegt sie an die Thür, eine Secunde später ist Kingston in meinem Schlafgemach, meine Sinne schwinden .... Geschehen war geschehen. Was half mein Weinen? Er erstickte es unter neuen Küssen. Hoch und theuer schwor er, alle Güter, die er sein nenne, mit mir zu theilen, wenn ich ihm nach London folge; mache das Schicksal mich zur Wittwe, so werde er mir auch seinen Rang verleihen. Er ließ mich zu keinem Besinnen kommen, die Flucht war vorbereitet, Fanchon hüllte mich in Kleider und Decken, der Herzog trug mich in den Wagen hinab, ohne daß einer meiner Domestiken uns bemerkte — auch dafür hatte Fanchon gesorgt — und die Pferde jagten mit uns davon. Keins meiner Kinder hatte ich mehr umarmen dürfen; Kingston litt es nicht, aus Besorgniß, ich möchte, von Mutterliebe zurückgehalten, seine Pläne vereiteln. Bis nach Calais ging die wilde Fahrt, dort erlag ich den Aufregungen. Wieder war ich Tage lang krank, Kingston wich nicht von meiner Seite. Mit einer Zärtlichkeit, deren ich keinen Mann fähig geglaubt, leistete er mir alle Dienste, obgleich Fanchon noch bei uns war, die erst in London ihren Abschied und Sündenlohn erhielt. Ein eigens gemiethetes Schiff, mit jeder Bequemlichkeit versehen, fuhr uns nach Dover. Tom, des Herzogs Kammerdiener, den er vorausgeschickt, erwartete uns bei der Landung; auf allen Stationen bis zur Hauptstadt standen Relais bereit. Auch hier im Palais, wo ich jetzt — wie lange noch? — wohne, mangelte Nichts, was zu den Bedürfnissen einer Frau gehört. Kingston ertheilte mir unbeschränkte Vollmacht im Hause und bot mir für meine Privatausgaben ein Jahrgeld von 22000 Livres. Ich nahm nur 5000 an und verwende sie größtentheils zur Unterstützung hülfsbedürftiger Personen, deren es hier noch mehr giebt, als in Paris. Für mich brauche ich Nichts, will Nichts brauchen. Die große Welt hätte mich wohl aufgenommen, da die englischen Ladies so wenig prüde denken wie unsre Damen in Frankreich; allein mein Schamgefühl hielt mich von der Gesellschaft fern, und meine Zurückgezogenheit mußte zugleich dem Herzog beweisen, daß ich nicht aus versteckter Eitelkeit und Sucht nach Glanz die Seine geworden, sondern einzig, weil die Macht der Umstände mich überwunden. Anfangs schmeichelte ihm mein Verhalten und machte ihn stolz auf den Zauber, den seine Persönlichkeit auf mich geübt; aber unser Blut siedet nicht immer, und geht es bei den Männern in sanfteren Fluß über, dann wehe uns Armen, wir sind verloren! Du hast es erfahren, Therese; Du hast mir prophezeit, was ich erleben würde — jetzt erlebe ich's! Evelyn wird kälter von Tag zu Tag, ich wage ihm mit keiner Liebkosung mehr zu nahen; ob er aus eignem Antrieb je wieder danach begehrt? Die Hoffnung ist matt wie meine Hand, die Dich grüßt, Unglücksschwester! Ich kann nicht sagen: „lebe wohl!" ich kann nur beten: „tröste Dich Gott!" Wenn ich zurückdenke an meinen braven Gatten, dem ich so schweren

Kummer verursacht, an meine theuren Kinder, die unter fremder Pflege vielleicht hinsiechen, während die Mutter einst jeden ihrer Athemzüge bewachte — nein, Thereſe, ich darf nicht zurückdenken, die Verzweiflung ſtreckt furchtbare Krallen aus nach Deiner Sophie —"

Hier brach die Schreiberin ab, ſie beſaß nicht den Muth, den Namen ihres Gemahls mit aufs Papier zu ſetzen, der Brief ging unvollendet nach Brüſſel ab.

Hätte die Marquiſe geahnt, daß in der nämlichen Stunde daheim der Vater ihrer Kleinen ein andres Papier entfaltete und die jungen Herzen, wie ſchon ſo oft, mit einer neuen liebevollen Lüge über den Aufenthalt der Mutter täuſchte! Er ſpiegelte ihnen vor, der Kranken gehe es beſſer und der Doktor meine, im Herbſt könne ſie, wenn kein Rückfall eintrete, nach Frankreich reiſen. Die Kinder klatſchten jubelnd in die Händchen und liefen hinunter auf ihren Spielplatz im Garten, den Mund des Vaters umzog ein bittres Lächeln. In dem Moment ward ihm der Ritter Macdonel gemeldet.

„Marquis," begann der Eintretende, „mein Herr, der Prinz, iſt dem König von England bis jetzt ein Gegengeſchenk für den Schimmel ſchuldig geblieben; die Gobelins, die dazu beſtimmt waren, fanden den Beifall Seiner Hoheit nicht; endlich ſind nun neue Gewebe aus der Fabrik hervorgegangen, von denen der Prinz glaubt, daß die brittiſche Majeſtät ſie mit Wohlgefallen betrachten wird. Ich bin mit der Ueberbringung beauftragt. Sie errathen, weshalb ich zu Ihnen komme. Ohne Ihre ausdrückliche Zuſtimmung würde ich in London keine Erkundigung einziehen über — nun, Sie wiſſen!"

De la Touche drückte dem Schotten leiſe die Hand: „Thun Sie, was Sie wollen!"

„Wenn es Sie nicht intereſſirt, Marquis —"

„Thun Sie, was Sie wollen, mein Freund!" wiederholte dieſer und ſah den Ritter bedeutſam an. „Aber um Eins muß ich bitten."

„Befehlen Sie!"

„Was Sie hören oder ſehen" — er betonte das Wort — „ich wünſche, wenn Sie mich wieder beſuchen, die volle Wahrheit, nicht die halbe!"

„Die volle!" verſicherte Macdonel. „Sie haben bis jetzt gar keine Kunde von ihr?"

„Gar keine!" De la Touche bedeckte ſeine Augen.

Der Andre blickte theilnehmend auf den Leidenden und fuhr nach einer Pauſe fort: „Geben Sie mir für alle Fälle auch Freiheit, zu handeln?"

Raſch befreite der Marquis ſein Geſicht: „Gegen den Herzog? Nein! Iſt ſie glücklich, ſo bleibe ſie's; wenn nicht, ſo ſoll ein Mann von Ehre wie Sie ſein Leben nicht gegen das eines Buben ſetzen!"

Der alte Schotte ſchüttelte den Kopf: „So meinte ich's nicht, Marquis! Geſetzt, ich fände eine Reuige —"

„Niemals!" rief de la Touche mit lebhafter Bewegung, „niemals ſie wiederſehen!"

„Und doch," verſetzte Jener, „iſt Ihr Gefühl nicht erſtorben."

„Leben Sie wohl, reiſen Sie mit Gott!" beendete der Marquis haſtig das Geſpräch. Ein ſtummer Händedruck und Macdonel verabſchiedete ſich.

Er kam ſpäter in die Themſeſtadt, als er gehofft; denn nach Calais gelangt, konnte er nicht wagen, die koſtbare Ladung, deren Transport ihm anvertraut war, dem feuchten Element zu übergeben, wenngleich er für ſeine Perſon nicht fürchtete. Im Kanal brauſten Stürme und trieben die Brandung an beiden Küſten dergeſtalt auf, daß kein Schiff die Anker zu löſen vermochte. Länger, als eine Woche raſtete der Schotte in dem Hafenort,

ehe die verstörte Natur ihr Gleichmaß wiedergewann. Bis sein Fuß den Boden des Inselreichs berührte, war Sophiens Brief an die Jugendfreundin nach Brüssel gewandert, und Thereſe hatte ihn mit wenigen Begleitzeilen an den Marquis de la Touche nach Paris adreſſirt.

Wie im Krampf zuckten die Finger des Mannes, als ſie das Blatt ergriffen. Mit immer wachſendem Schmerz las er die Bekenntniſſe ſeiner Frau, deren Vergehen ihm jetzt weit geringer erſchien, als die Liſt des Herzogs und der erkauften Fanchon, die den Frevel ſammt allen Folgen herbeigeführt. „Armes Kind!“ ſprach er erſchüttert vor ſich hin. „Armes Kind!“ wiederholte er ſtets von Neuem. Plötzlich aber wallte er heftig auf: „O Macdonel, Macdonel!“ Der Gedanke, der ſich mit dem Ausruf verband, ward nicht laut; de la Touche ſtand, die Arme in die leere Luft geſtreckt, als bewegte ſich die Geſtalt des Schotten ſichtbar, ergreifbar vor ihm.

III.

Sophie kam von Tag zu Tag mehr zu der Erkenntniß, daß Kingſton ſie nur noch in ſeiner Nähe *dulde*. So konnte das Verhältniß nicht fortbeſtehen. In einer ſchlafloſen Nacht faßte die gepeinigte Frau ihren Entſchluß. Als der Herzog am folgenden Morgen ſich wie ein Automat an den Frühſtückstiſch ſetzte und ebenſo erhob, fragte die Marquiſe mit feſtem Ton und Blick: „Wohin?“

„Geſchäfte!“ lautete die Antwort ſo kühl wie kurz.

„Sonſt erfuhr ich ſtets,“ ſuchte Sophie ihn aufzuhalten, „wohin Du gingſt, ſeit einiger Zeit muß ich's nur errathen, und —“ ihre Stimme verlor die Sicherheit, indem ſie den Verdacht laut werden ließ — „wehe mir, wenn ich *richtig* rathe!“

„Guten Morgen!“ Damit wollte Seine herzogliche Gnaden die Thür hinter ſich zuwerfen.

Nun wars Gewißheit für die Franzöſin, daß ſie durch eine Rivalin verdrängt worden. „Bleib'!“ rief ſie in heller Verzweiflung. „Wem bieteſt Du dieſe Behandlung? Muß ich Dir ins Gedächtniß rufen, was ich Dir aufgeopfert?“

Kingſton's Miene behielt ihre Marmorglätte: „Bereuen Sie Ihren Schritt, ſo bringen Sie mich in die gleiche Lage.“

Das war deutlich und machte jede Entgegnung überflüſſig. Dem unglücklichen Weibe verſagte auch die Kraft dazu; ein Schmerz durchfuhr ſie, als umklammerte eine eiſerne Hand ihr Herz und zerdrückte es. Der Herzog verließ jetzt ungehindert das Gemach. Nicht lange, ſo erſchien Tom, der Kammerdiener, und räumte das Service ab. Die Marquiſe kehrte ſich weg, um ihm die heißen Zähren zu verbergen, die langſam in ſchweren Tropfen von ihren Lidern fielen. Tom aber hatte bereits geſehen, näherte ſich und begann mit einer Gutmüthigkeit, die um ſo empörender war, als ſie nur ſeine Bosheit übertünchte: „Die Frau Marquiſe weinen? Madame ſollten doch das Band mit dem Herrn Herzog löſen! Man ſieht ja nur allzudeutlich, daß Sie beide keine Freude mehr davon haben.“

Die Angeredete wendete ihm das bleiche Antlitz zu: „Biſt Du angewieſen, Tom, mir eine Trennung vorzuſchlagen?“

Der Diener verneinte: „Ich thue es nur aus eignem guten Herzen; denn ich glaube zu wiſſen, daß Mylord ſich für die ſchöne Hofdame der Prinzeſſin von Wales, Miß Chudleigh, intereſſirt.“ Sophie nickte trübe vor ſich hin; die Mittheilung überraſchte

sie nicht, der Name war ihr allerdings neu, aber was that er zur Sache? Jede Hoffnung, Kingston's Liebe zurückzugewinnen, war nun todt, und noch mehr: Die Marquise durfte nicht länger in seinem Hause bleiben, wenn sie nicht auch ihre Selbstachtung einbüßen wollte. Tom ging hinaus, sie ihrem Nachdenken überlassend, kehrte jedoch nach einer Minute schon zurück: im Vorzimmer befinde sich ein Fremder, der sich nur der Frau Marquise allein nennen wolle. Ihr ahnte neues Unheil, tonlos bewilligte sie: „er mag kommen!"

Doch ein lauter Schrei entrang sich ihrer Brust und alles Blut stieg ihr zu Häupten, als sie den Ritter Macdonel erblickte. Mit ihm stand die ganze Vergangenheit, die friedenvolle Zeit ihrer Unschuld, ihr zertrümmertes Glück vor ihr.

Er verharrte in gemessener Haltung am Eingang, bis sie sich gefaßt und das erste Wort gab: „Wenn Sie gekommen, mich zu strafen, haben Sie sich sehr verspätet; ich bin gestraft, härter, als Sie sich vorstellen können."

„Ich weiß mehr, Madame," erwiderte er sanft, „als Sie im Stande sind, mir zu sagen. Ich verweile seit einer Woche in London und habe viel gehört."

Da er innehielt, fragte sie schüchtern: „Wer hat Sie gesendet?"

„Nach London der Prinz von Bourbon, zu Ihnen, Marquise, mein Herz."

Sie schaute ihn ungläubig an: „Macdonel!"

„Ja, ja," bestätigte er, „wer gern zum Monde aufgeblickt, vergißt ihn auch nicht, wenn er untergegangen."

„Untergegangen!" sprach sie nach und drückte schluchzend das Gesicht in die Hände.

Die Deutung, die sie dem Wort beilegte, hatte er nicht beabsichtigt: „Für uns!" fügte er daher schnell hinzu.

„Zeigen Sie mir," weinte sie, „nicht Güte, die ich nicht verdiene!"

„Marquise, ich habe nie geglaubt, daß Sie aus — wie soll ich sagen? — Veränderungssucht Ihr Vaterland verlassen. Meiner festen Ueberzeugung nach waren Umstände im Spiel, die Sie wider Ihren Willen bewogen."

„O mein Gott," stieß sie mit einem Seufzer hervor, als würde ihre Seele leichter, „es gibt also einen Menschen, dessen Auge ins Verborgene dringt! Aber wohl nur den Einen?" schloß sie mit fast kindlicher Scheu.

Die Frage blieb unbeantwortet. „Was gedenken Sie zu thun, wie die Dinge jetzt liegen?" lenkte der Schotte ab.

Tom's abermaliger Eintritt kam ihr zuvor. Er überreichte der Marquise ein Billet mit der Bemerkung: „Ich werde im Vorzimmer auf Antwort warten." Wie er gekommen, verschwand er.

Sophie de la Touche öffnete und blickte nach Macdonel: „Vom Herzog!"

„Lesen Sie, ich habe Zeit!" sagte der Ritter.

Sie gehorchte, plötzlich jedoch überlief sie ein Schauder, abgewendet hielt sie dem Gast das Schreiben hin. Er nahm es und las still gleich ihr; seine Stirn furchte sich zusehends. Das Billet enthielt die nicht allein liebloſe, nein, die geradezu rohe Erklärung, Kingston wollte der Marquise 11000 Livres Jahrgehalt zahlen und, falls ihr die Summe nicht genüge, das Doppelte, das sie früher ausgeschlagen, wenn sie um diesen Preis — ihn verließe.

Macdonel warf den Zettel zur Erde und fragte: „Darf ich in Ihrem Namen antworten, Marquise?"

„Ja!" hauchte sie.

Er riß die Antichambrethür auf: „Herein, Bursche!“

Tom stand verdutzt: „Befehlen?“

Der alte Schotte wies verächtlich nach dem Papier: „Sagt Eurem Herrn, Mann, so handelt ein vollkommener Schurke!“

Da raffte sich der Kammerdiener beleidigt zusammen: „Wer wagt diese Aeußerung?“

Geringschätzig gab der Andere zurück: „Der Ritter Macdonel, den Euer Herzog in Frankreich kennen gelernt, wo er mich finden wird, wenn ihn gelüstet, mich zu suchen. Hut und Mantel für die Frau Marquise, Bursche!“ Das Letzte klang so diktatorisch, daß Tom wie ein Hund lief, die geforderten Gegenstände zu bringen. „Ihren Arm, Madame!“ fuhr Macdonel fort, „Sie stehen unter meinem Schutz, mein Wagen erwartet uns vor dem Portal!“

Wie sie ging und stand, verließ Sophie mit ihrem Führer den herzoglichen Palast. Tom folgte nicht aus der Thür, ihm schlotterten die Kniee; wie vom Ritter Macdonel, so hatte er sich noch nie im Leben behandelt gesehen, so hatte auch noch nie eine sterbliche Zunge vom Herzog Kingston gesprochen. Aber er mußte als pflichtgetreuer Kammerdiener seinem Gebieter das Prädicat „vollkommener Schurke“ in tiefster Ehrfurcht zu Ohren bringen.

Kingston ließ die Titulatur auf sich sitzen. Hatte ihm Macdonel doch den größten Dienst geleistet! Kein störendes Element mehr im Hause, keine Rücksicht, keine Verpflichtung mehr. Er athmete auf wie ein Gefangener, dem die Ketten abgenommen werden, und beeilte sich, dem Fräulein Elisabeth Chudleigh seine Befreiung anzuzeigen. Sie sollte den Tag bestimmen, an dem sie seine Herzogin werden wollte. Da aber stellte es sich heraus, daß die Hofdame selbst nicht frei war, sondern durch eine heimliche Ehe an den Grafen von Bristol, früheren Lord Hervey, gefesselt, mit dem sie indeß nur — einen Tag zusammengelebt. Die Entdeckung hätte den Herzog zurückschrecken können, doch fachte sie seine Begier nach der sogenannten Miß Chudleigh nur höher an. Er drang in Bristol, sich scheiden zu lassen; dieser weigerte sich, weil er der Frau, die er in wenig Stunden hassen gelernt, kein Glück gönnte, und gab erst nach, als ihn selbst Neigung zu einer Andern umstrickte. Vier Jahre mußte Kingston nach dem Besitz Elisabeth's schmachten, die ihn in der Zeit durch alle Künste der Koketterie, worin sie Meisterin war, zu ihrem blinden Sklaven machte. Endlich, im Anfang des Jahres 1769, ward ihr Ehebündniß mit Hervey getrennt, und am 8. März zog sie als Herzogin in die Räume ein, wo ehedem die Marquise de la Touche wie eine sanfte Fee gewaltet, während die Chudleigh schon am Tage nach der Vermählung die Furie herauskehrte, die vom Verhängniß erlesen war, an Kingston die Strafe zu vollziehen, die ihm gebührte. Er mußte hören, wie sie ihm hohnlachend erklärte, sie habe seine Hand nur angenommen, um seinen Rang in der Gesellschaft zu erhalten und mit seinem Gelde jede ihrer Launen zu befriedigen. Die Enttäuschung war zu jäh, zu furchtbar, der Herzog fühlte sich gerichtet und vernichtet, seine Gesundheit untergraben, dem Tode verfallen. 1773 starb er, ein elender, in sich gebrochener, vereinsamter Mann, und konnte an der Schlange, die sein Leben vergiftet, nicht einmal Rache üben; denn die Schlaue hatte sich vorgesehen und, ehe sie an den Altar getreten, ein unumstößliches Testament von ihrem Verlobten erhandelt, worin ihr der lebenslängliche Genuß seiner bedeutenden Güter verbürgt war. Nur wiederverheirathen durfte sie sich nicht; was lag ihr aber auch daran? Der Wittwenstand verurtheilte sie ja zu keinerlei Entsagung.

Ihr späteres, abenteuerreiches Dasein, das sie meist auf Reisen verbrachte, kümmert uns hier nicht, wir haben zur Marquise de la Touche zurückzukehren.

IV.

Die Pförtnerin eines Nonnenklosters im Norden Frankreichs that einem bewaffneten Reisenden auf, der eine verschleierte Dame führte und die Priorin zu sprechen verlangte. Die Unterredung dauerte lange, dann kam der Kriegsmann mit der Matrone zu seinem Schützling, den er inzwischen der Pförtnerin anvertraut, und sprach: „Es ist Alles geordnet, ich lasse Sie in guter Hand, Marquise, bis Sie weiter von mir hören. Leben Sie wohl."

Leises Schluchzen drang unter dem Schleier hervor, zarte Finger ergriffen die derbe Faust des ernsten Mannes, und ein weicher Kuß berührte dieselbe, ehe er's verwehren konnte. „Gott mit Ihnen, treuer Macdonel!" lispelte kaum vernehmbar die Stimme Sophiens.

Der Schotte verbeugte sich tief gegen die Priorin und durchschritt das Portal, während Jene das junge Weib an sich zog: „Kommen Sie, mein liebes Kind! Werden Sie ruhig! Unser Herr und Heiland sprach: Wer ist unter Euch, der den ersten Stein auf sie wirft?"

Ueberwältigt von der Milde, welche sie empfing, sank Sophie in die Arme der Trösterin: „O meine Mutter!"—

Ein paar Wochen verstrichen. Die Schwestern des Klosters erfuhren nicht, warum die Fremde Zuflucht bei Ihnen gesucht, erriethen aber halb und halb, daß die schöne Frau das Opfer einer Verirrung geworden, der sie selbst nicht in den stillen, heiligen Mauern ausgesetzt waren, und Alle gewannen die stille Büßerin lieb. Da ließ eines Morgens die Priorin ihre Pflegebefohlene rufen und legte ihr ein Schreiben in die Hand, während sie ein zweites, das sie soeben gelesen, zu sich steckte. „Mein liebes Kind," sagte sie dabei, „es wird von Ihnen abhängen, ob dies Asyl Sie länger umschließt. Ich glaube aber, Sie werden von uns gehen. Lesen Sie und entscheiden sich, ich lasse Sie allein!"

Sophie hatte nicht gewagt, einen Blick auf die Schrift zu werfen, bis das Oberhaupt des Klosters die Zelle gemieden. Jetzt wendete sie den Brief zitternd um, er kam von ihrem Gemahl. Sie sank in die Kniee und preßte das Siegel an Mund, Stirn und Wangen, bevor sie es erbrach. Ihr Herz flog, als die Buchstaben sich zeigten. Der Marquis schrieb:

„Macdonel hat mich besucht. Ich war bereits von Ihrem Zustande unterrichtet. Therese hatte mir die Mittheilungen gesandt, die Sie ihr nach Brüssel gemacht. Wenn ich meiner innerlichen Regung nachforsche, finde ich, daß es schwer ist, Demjenigen nicht zu verzeihen, den man wahrhaftig geliebt hat, insonderheit wenn seine Reue aufrichtig ist. Kommen Sie zu den Kindern zurück, die meinem Herzen so theuer sind, und widmen Sie ihnen die Sorgfalt, deren sie bedürfen! Fürchten Sie von meiner Seite Ihres vormaligen Vergehens wegen keine Vorwürfe! Finden Sie an mir nicht den zärtlichen Gemahl, den Sie verließen, so finden Sie doch einen Freund, der geneigt ist, Ihnen eine erträgliche Lage zu bereiten. Ihre Pflichten werden Ihnen Beschäftigung geben, die Ihre Zeit besser ausfüllt, als unfruchtbare Betrachtungen des Vergangenen in der Einsamkeit des Klosters. Meine ganze Gesellschaft besteht hier aus einigen rechtschaffenen

Freunden, Leuten, welche über Vorurtheile hinweg sind. Ich habe ihnen meinen Vorsatz, Sie zurückzurufen, offenbart und bin durch ihren Beifall in meinem Entschluß bestigt worden. Ich habe Ihnen Zimmer nahe bei dem Ihrer Kinder herrichten lassen. Die Sorgfalt die Sie als Mutter zeigen, wird der Maßstab derjenigen sein, die ich Ihnen künftig widmen kann. Reisen Sie ohne Verzögerung ab, Alles ist bereit, Sie zu empfangen! Aber ersparen Sie mir bei Ihrer Ankunft jede Aeußerung der Reue! Keinen Fußfall, keine Erzählung des Vergangenen! die Kinder müssen in dem Wahn erhalten werden, den ich ihnen eingeflößt, wie Sie durch Macdonel wissen. Kommen Sie, als wenn Sie Ihren besten Freund besuchten — die Zeit wird das Uebrige thun!

De la Touche."

Jedes Wort war für die Marquise ein Befehl, den sie aufs Gewissenhafteste zu erfüllen suchen mußte, um sich der Gnade ihres Gatten würdig zu machen. Nur erschien gerade der Anfang sehr schwer, der erste Schritt über die heimische Schwelle, der Moment des Wiedersehens. Aber der Marquis hatte seinen Zeilen nicht umsonst die Nachschrift angehängt:

„Geben Sie von der letzten Station vor Paris wo möglich Nachricht, wann sie einzutreffen denken! Man wird Sie alsdann abholen."

Er schickte ihr die Gouvernante mit den Kindern entgegen und ließ sich entschuldigen, daß er nicht selbst komme, er sei unerwartet zum Prinzen von Bourbon befohlen und werde wohl erst nach einigen Tagen aus Chantilly zurückkehren, die Marquise möge sich inmittelst in ihrer Häuslichkeit einrichten.

Mit welchen Gefühlen die Mutter ihre arglosen Kleinen umarmte, läßt sich nur denken, nicht schildern. Vor der Gouvernante brauchte sie sich keinen Zwang anzuthun, das junge Mädchen war ihr fremd, stammte aus der Provinz und ahnte nicht das Geringste von den Schicksalen der jungen Frau. Im Hause fand die Marquise keinen ihrer ehemaligen Domestiken mehr, lauter neue Gesichter traten ihr ehrerbietig entgegen, und als sie zwei Tage wieder unter dem alten Dache wohnte, klopfte spät am Abend — die Kinder lagen bereits im Schlaf — der Marquis an ihre Thür. Lautlos trat er ein; die Hände gefaltet, das Haupt gesenkt, ein Bild tiefster Demuth stand sie da, bis er fast flüsternd, ohne ihr zu nahen sprach: „Ich heiße Sie willkommen und wünsche, daß Sie hier den Frieden finden, der Ihnen lange gefehlt. Gute Nacht!" Schnell zog er sich zurück.

Am andern Morgen begrüßte ihn die Dienerschaft, als wäre ein Fest. So leutselig, hieß es, habe man sich die Herrin im Traum nicht vorgestellt, seit ihrem Einzug erscheine Allen das Haus wie ein Paradies. Ruhig versetzte de la Touche: „Laßt die Marquise nie dergleichen hören, sie liebt Schmeicheleien so wenig wie ich!"

Macdonel kam, es kamen auch andre Freunde aus früherer Zeit. Jeder that, als wäre Sophie nie in der Ferne gewesen. Die Schonung, womit sie sich behandelt sah, verdoppelte ihren Eifer, ihr Vergehen zu sühnen. Beständig fand man sie von ihren Kindern umgeben, mit denen sie spielte, mit denen sie lernte, um ihnen Lust am Lernen zu wecken. Und was sie ihrem Gemahl an den Augen absehen konnte, das geschah; seine Wünsche erfüllten sich unausgesprochen.

Der Winter war zu Ende. Neuer Lenz, neues Leben! Der Prinz von Bourbon zog wieder nach seinem geliebten Chantilly hinaus. Sophie hatte ihn während der bösen Jahreszeit in Paris mit keinem Auge gesehen. Plötzlich empfängt sie eine Einladung in seine Sommer-Residenz. Ihr graut vor Chantilly, sie bittet den Marquis, ihr die Fahrt

zu erlassen, er lächelt zum ersten Mal wie vor Jahren: „Der Prinz besteht darauf, Sie dürfen nicht ablehnen, Madame!“ Den Namen Sophie hat de la Touche sich abgewöhnt. Sie erhebt keinen Widerspruch, sie fragt nur schüchtern: „Begleiten Sie mich?“

„Nein! Ich rathe Ihnen, gegen Mittag zu fahren. Adieu!“

Sie wählt die einfachste Toilette und will sich vom Marquis verabschieden; er ist nicht zu finden. Bangen Herzens steigt sie in den Wagen und läßt ihn trotz des schönen Wetters dicht verschließen. Was bezweckt der Prinz mit ihrer Berufung? Es bleibt ihr unerklärlich. Als sie in Chantilly anlangt, ersuchen die Diener, die ihr den Schlag öffnen, die Frau Marquise, sich nicht ins Schloß zu begeben, sondern mit ihnen zu gehen. Immer räthselhafter wird Bourbon's Absicht, bis der Schlangenweg, den die Führer eingeschlagen in einen kleinen freien Platz ausmündet. Dort steht ein offener Säulen-Pavillon, bekränzt wie ein antiker Tempel. In seiner Mitte ist ein Altar errichtet, auf dem eine Naphtha-Flamme in vergoldeter Schale brennt. Hinter dem Altar steht der Prinz, zu seiner linken der Marquis de la Touche, seitwärts in zwei Reihen die prinzlichen Cavaliere in höchster Gala.

Sophie erschrickt bis ins Innerste bei dem Anblick, ihr Fuß kann nicht vorwärts — da ist der alte Macdonel neben ihr, legt ihren Arm in den seinen und stützt die Wankende. Der Prinz hebt die Hände nach Priesterart, sein Auge strahlt freudig, laut tönt es von seinem Munde:

„Es steht geschrieben: im Himmel wird mehr Freude sein über einen Sünder, der Buße thut, als über zehn Gerechte, die der Buße nicht bedürfen! So auch auf Erden. Unsre Kirche löst das Band zwischen Mann und Weib nicht, das sie einmal geschlungen, daher kann die Kirche es auch nicht von Neuem knüpfen, wenn es zerrissen war trotz ihres Segens. Im Willen der Gatten liegt es allein, sich die Hände zu reichen und den einst beschworenen Bund wiederum zu beschwören für Zeit und Ewigkeit. So frage ich Dich denn, Henri Marquis de la Touche, als Freund Deines Hauses und nehme die Anwesenden zu Zeugen Deiner Antwort: willst Du von Stunde an die Mutter Deiner Kinder wieder ganz als Dein Weib halten?“

„Ja!“ betheuerte de la Touche fest.

Und Bourbon fuhr fort:

„Und Du, die gefehlt, gelitten und ihr Herz geläutert in Qualen, willst Du von heut an wieder in voller Gemeinschaft mit Dem leben, der Dir vergiebt nach dem Beispiel des höchsten Gottes, des Gottes der ewigen Liebe und des Erbarmens?“

„Henri!“ rief Sophie, ihre Arme streckten sich aus, ohne Scheu vor den Blicken so vieler Männer flog sie an seine Brust. Lange, lange hielten Beide einander umschlungen, der Prinz legte still segnend die Hände über sie. Es war das schönste Gebet ohne Worte, das da mit dem Naphthaduft aus dem Kreise der Menschen emporstieg in den klaren Aether. Endlich brach Bourbon das weihevolle Schweigen, blickte heiter in die Runde wie Jemand, der ein gutes Werk vollbracht sieht, und sagte: „Nun, Ihr Herren, ist auch der Mond nicht mehr aus unsren Gesprächen verbannt, freuen wir uns seines verjüngten Glanzes und erklären uns bis ans Ende zu seinen Trabanten!“

Die gnädige Frau von Paretz.

Dramolet.

von

Ernst Wichert.

Die Verfügung über das Aufführungsrecht ist der **Agentur der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten zu Leipzig** übertragen.

Personen.

Friedrich Wilhelm III., König von Preußen.
Luise, Königin von Preußen.
Gräfin Voß, Oberhofmeisterin.
Baron von Schilden, Kammerherr.
Christian Daniel Rauch, Kammerdiener der Königin.
Ein Gärtner.

Ort der Handlung: Das königl. Landgut Paretz, zwei Meilen von Potsdam. Zeit: 1804.

Park. In der Mitte ein alter Baum und dahinter dichtes Gebüsch. Unter dem Baum, etwas erhöht, ein Tisch und Gartenstühle. Rechts, etwas weiter vor, ein Postament mit einer Vase von Sandstein. Wege nach rechts, nach links und nach dem Hintergrunde, wo seitwärts ein Flügel des Hauses sichtbar wird. Im Vordergrunde eine Steinbank.

Erster Auftritt.

Rauch (in der Livree eines Königl. Kammerdieners, das Umschlagetuch der Königin über den Arm.)

Rauch.

Sie bleiben lange. — Lange . . . ! Dummer Tropf,
Was heißt das? Was ist lang und kurz für dich?
Man stellt dich hin, gibt dir ein Tuch zu halten,
Ein Buch, ein Arbeitskörbchen —: nicht so viel,
Als einem Pfahl von Holz, soll dir das Maß
Der Zeit bedeuten.
(Seufzend.) Ach! die schönen Stunden!
Und Stunden werden Tage, Tage Monden,
Und Monden Jahre... Jahre nicht'gen Thun's,
Unwiederbringlich, leer —: die man verschläft,
Sind nützlicher! — Gibt's denn nicht Träume?
Träume
Bei off'nen Augen, hellem Sonnenschein —?
Wer hat mehr Zeit, als du, zum Träumen, Narr?
Wir wollen Träumen, Narr! Wovon! Gleichviel.
Nur, daß dir nicht das Tuch der Königin
Zur Erde fällt, wenn du den Arm vergeßlich
Entgegenstreckst dem Traumbild deiner Sehnsucht.
Italien — ja, da ist's! Und Rom! — Nur sehen,
Nur sehen lernen — dann ein Marmorblock,
Gebrochen in Carrara, und ein Meißel,
Und eine kräft'ge Hand . . .

Zweiter Auftritt.

Rauch. Baron von Schilden von rechts.

Schilden.

He, guter Freund!
Was hämmert Ihr die Luft?

Rauch.

Vorbei der Traum.

Schilden.

Wo find' ich Ihre Majestät? (Nähertretend.) Ach so,
Sie sind es, Rauch! Ich sah nur die Livree,
Und Rock ist Rock.

Rauch (bitter).

Mitunter auch der Rock
Der Mensch.

Schilden.

Und oft der Mensch sein Rock —
Es gleicht sich aus.

Rauch.

Nicht immer, Herr Baron.

Schilden (lachend).

Der Schadow hat Sie rabbiat gemacht.
Er kann einmal den Tressenrock nicht leiden.

Rauch.

Ein großer Künstler, Herr Baron.

Schilden.

Gewiß!
Doch darin ist er, wie der kleinste, schwach.
Nicht dienen wollen! Dienen wir nicht Alle?
Und muß man dienen, scheint es doch ein Vorzug,
Der gütigsten der Königinnen dienen.

Rauch.

Die Kunst —

Schilden.

Ja, ja! Die Kunst. Das ist ein Wort,
Mit dem ihr Wucher treibt. Den freien Geist
Genirt kein Rock — Sie selbst beweisen's ja.
Dem schlafenden Endymion von Rauch —
Wer merkt's dem nackten Burschen an, daß ihn
Der „Künstler im Lakaienrock" geschaffen?
Und nun Ihr Fries —! Freund Schadow zeigt' ihn neulich
Und spendete dem Werk des Schülers Lob,
Das ich mich hüten will zu wiederholen.
Aus dem wird etwas werden, sagt' ich. — Ja,
Versetzt' er derb, nur schaffen Sie ihm bald
Den niederträcht'gen Tressenrock zum Teufel!
Da hatten wir's.

Rauch.

Er weiß mit mir zu fühlen. —
O, Herr Baron, am ganzen Hofe hab' ich
Nur einen, der in mir den Künstler ahnt
Und achtet —: Sie! Den Andern Allen bin ich
Ein Mensch, der sich zum Zeitvertreib vergnügt
Mit hübscher Spielerei. Man duldet ihn,
Kuckt ihm wohl gnädig am Bossirtisch zu
Und wundert sich, wie der Lakai geschickt
Das weiche Wachs zu formen weiß — nichts weiter.
Selbst meine engelgute Königin —

Schilden (abbrechend).

Ganz recht — die Königin! Wo sind' ich sie?

Rauch (förmlich).

Sie ging vor einer Stunde schon ins Dorf
Mit der Frau Gräfin Voß, und hieß mich hier
Auf ihre Rückkehr warten.

Schilden (halb für sich).

Endlich wieder
Die gnäd'ge Frau von Paretz! Potsdam nicht,
Und nicht Charlottenburg sind ihr so lieb,
Als dieses stille Paretz, das ein Zeuge
Der hellsten Tage ihres Lebens war.
Das junge Paar ließ seine Fürstlichkeit
Daheim. Zwei Menschen wollten glücklich sein
In dem, was einzig Glück ist! in der Liebe!
Und glücklich waren sie und — machten sie.
Im Dorfe steht kein Haus, in dem man nicht
Der „gnäd'gen Frau" mit Dankbarkeit gedenkt
Und mancher Bauersohn weiß zu erzählen,
Wie froh sie mitgetanzt beim Erntefest. —
Seit Jahren ... Ernst're Pflichten hielten fern
Von hier den König und die Königin;
Doch nicht vergessen war im Königsschloß
Der heit're Spielplatz sorgenfreier Tage.
Und nun gerade, wo das Ungewitter
Von Westen näher droht und ihr Gemüth
Beschwert, sucht sie ihn auf, sich zu erleichtern. —
Wie war die Stimmung Ihrer Majestät?

Rauch.

Von Anfang trübe. Manchmal sah ich sie
Gedankenvoll beim Sonnenuntergang
In's Weite schau'n; wie eine Seherin
Erschien sie mir, die bange Zukunft ahnt.
Doch heit'rer ward ihr Auge jeden Tag
Und wolkenfreier ihre schöne Stirn.
Nur noch ein Hauch von Schwermuth —

Schilden.

Was ich bringe,
Wird ihn verscheuchen: Seine Majestät
Kommt zum Besuch.

Rauch.

Der König! das ist Freude.

Schilden.

Am besten scheint's, ich warte hier. Im Hause
Hab' ich auf den Empfang schon vorbereitet;
Hier kann ich nicht die Königin verfehlen.

(Setzt sich auf die Steinbank.)

Nun —? Hat man etwas Neues unter Händen?

Rauch (achselzuckend).

In Paretz, Herr Baron —!

Schilden.

Sie säßen lieber
Im Aktsaal zu Berlin! Gibts denn im Dorf
Kein hübsches Kind, an dem sich die Antike
Studiren ließe — „frei nach der Natur"?

Rauch.

Sie scherzen. Mir ist scherzhaft nicht zu Muth.
Nach der Natur — und frei —! Im Tressenrock!

Das klingt wie Hohn fast —! — Herr Baron,
Sie wollten
Die Güte haben, Seiner Majestät
Mein unterthänigstes Gesuch um gnäd'ge
Entlassung —

Schilden.

Ist geschehn vor vierzehn Tagen;
Ich selbst hab's überreicht.

Rauch.

Und dennoch nicht —?

Schilden.

Das Schreiben liegt noch auf dem Tisch des
Königs —
Vielleicht gelesen, jedenfalls noch nicht
Erledigt. Seine Majestät, Sie wissen's ja,
Entläßt nur ungern die gewohnten Diener.
Und mit Pension! Das Geld ist knapp bei uns,
Wir müssen sparen.

Rauch (bitter).

Für die Kunst ist's knapp.

Schilden.

Es ist mit den Genie's ein eigen Ding:
Man glaubt an sie erst; wenn sie fertig sind.

Rauch.

Der König zweifelt. Aber Sie —? Den Urlaub
Nach Dresden dankt' ich Ihnen, Ihnen dankt' ich
Die Gunst, im Vorgemach der Königin
Mit meiner Kunst beschäft'gen mich zu dürfen.
O, sprechen Sie auch jetzt für mich! Ich kann,
Weiß Gott, ich kann nicht länger Ketten tragen.

Schilden.

Vielleicht, daß hier ein günstiger Moment
Sich bietet, auf den König einzuwirken.
Was ich vermag ... Es ist nicht viel. Sie
sollten
„Der gnäd'gen Frau von Paretz" Fürsprach sich
Erbitten.

Rauch.

Dürft ich's wagen?

Schilden.

Was nicht ihr
Gelingt, wem solls gelingen? Secundiren
Will ich ihr gern.
(Aufstehend.) Dort kommt die Königin.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Königin und die Gräfin Voß von links. (Rauch tritt zurück.)

Königin.

Baron von Schilden —? Ah? Was bringen Sie?
Dies schalkhaft freundliche Gesicht .. Ich wette,
Sie haben eine Ueberraschung.

Gräfin.

Schwerlich,
Wenn Majestät so eifrig sind zu forschen.

Königin.

Errath' ich's? Sind Sie postillon d'amour?

Schilden.

Nun hat die Gräfin Recht.

Gräfin.

Wie immer, denk' ich,
In solchem Fall. Was hat auch Ihre Majestät
Im Sinn, als —

Königin (rasch und freudig einfallend).

Ihren Mann. So soll's
auch sein. —
Nicht wahr, der König ist schon unterwegs?

Schilden.

Er schickte mich voraus von Potsdam, wo ihn
Geschäfte hielten.

Königin (lebhaft).

Ach Geschäfte, immer
Geschäfte! Doch er kommt. Wie froh ich bin!
Da seh'n Sie, liebe Voß, ich wachte nicht
Umsonst so heit'ren Sinnes auf, als hätt' ich
Von etwas Glückverheißendem geträumt,
Dies ist das Liebste, das der Tag kann bringen.

Gräfin.

Ich bitt' Ew. Majestät pflichtschuldigst, nicht
Im Voraus sich zu alteriren. Sollte
Ein Hinderniß ... es gibt ja Zwischenfälle —
Und Ihre Nerven —

Königin.

Hab' ich nicht gelernt
Verzicht zu leisten? Gönnt mir doch die Freude
Des Augenblicks, der mir gehört. — Er kommt!
Und kommt er nicht, so hat er kommen wollen.
Ich frage nicht, wie lang er bleiben kann.
Wär's nur ein Händedruck, ein freundlich Wort,
Ein Willkomm's- und ein Abschieds-Kuß in
Einem,
Mein Herz wird dankbar sein.

Schilden.

Ich bin beauftragt,
Ew. Majestät acht Tage zu versprechen.

Königin.

Acht Tage, Gräfin, hören Sie? acht Tage!
Das nenn' ich unverhofft. Ich fürchte nur,
Er kürzt sich viele Wochen lang den Schlaf,
Sie den Ministern wieder einzubringen.
Der gute Mann!

Gräfin.

Beliebt's Ew. Majestät
Die Toilette passend zu verändern?

Königin.

Nein, nein! Ich bleibe wie ich bin. Er liebt

Das weiße Kleid ohn' allen Schmuck; es paßt
Zur Einfachheit der ländlichen Natur,
Zur gnäd'gen Frau von Paretz, die er sucht.

Gräfin.

Doch ohne jede Form —

Königin.

Ich lasse der Frau Ober-
Hofmeisterin den Zügel in Berlin,
Und denke, Busch und Wiese nehmen's uns
Nicht übel, geht's nicht nach der Etiquette.
Sie seufzen, liebe Gräfin — ja! da sind wir
Nun leider unverbesserlich. — Ich will
Den König hier erwarten, nicht im Hause.
Er kennt mein Lieblingsplätzchen, geht gewiß
Sogleich hierher. Wenn Sie die Güte hätten
Nach unsern Kindern auszuschau'n! Daß sie
Beisammen sind, wenn er sie ruft. Ich lese,
Die Zeit zu kürzen, in Jean Paul's Roman.
Wo blieb das Buch? (Setzt sich auf die Steinbank.)

Gräfin (gibt ihr das Buch).

Dies ist es, Majestät.

Schilden (zur Gräfin).

Darf ich den Arm . . .?

Gräfin (nimmt seinen Arm. Im Vorbeigehen zu Rauch.)

Er hält sich in der Nähe
Und meldet Seine Majestät.

Schilden (zu Rauch).

Die Zeit
Ist günstig — nützt sie!

Gräfin.

Wie?

Schilden.

Ich sagte nichts.

(Beide ab).

Vierter Auftritt.

Die Königin. Rauch.

Königin (das Buch in den Schooß legend).

Es ist doch um das schöne Buch nur schade.
Das Auge folgt der Zeilen krausem Tanz,
Der Sinn ist anderswo. Warum auch lesen,
Was weihevoll ein Anderer empfand,
Wenn unser Herz die schönsten Weisen dichtet?
In Worten nicht, auch nicht in Tönen. Ach!
Was ganz Empfindung ist, spricht sich nicht aus,
Und unermeßlich tief in stille Freude.

Rauch (schüchtern vortretend).

Befehlen Majestät das Tuch —?

Königin.

Die Luft
Ist warm, ich kann's entbehren.
(Da Rauch stehen bleibt.) Nun —?
Sie haben eine Meldung? Sprechen Sie.

Rauch.

Geruhen Majestät, mich anzuhören.

Königin.

Wie? Eine Bitte für sich selbst?

Rauch.

Ich wage —

Königin.

Warum nicht an die Gräfin Voß sich wenden?

Rauch.

Nur Ihre Majestät die Königin
Hat Macht zu helfen — wenn Sie helfen will.

Königin.

Was ist's?

Rauch.

Vor sieben Jahren, Majestät,
Ein junger Mensch trat ich in diesen Dienst.
Mein Vater war gestorben, bald nach ihm
Ein Bruder, der die Mutter unterstützte —
Ich war nun ihre Hoffnung. Meine Wünsche
Sie streiften freilich um ein and'res Ziel;
Doch mittellos und ohne Freund, noch wenig
Erprobt im Handwerk und des Wegs nicht kundig,
Sah ich nur Dorngestrüpp ringsum und fern,
Mir unerreichbar fern, die lichten Höhen
Der Kunst . . . Mein Jugendtraum schien aus-
geträumt.
Doch mächt'ger regte sich der Schaffenstrieb
In mir, sobald er seine Fesseln fühlte;
So lehrte mich der Zwang, was mein Beruf.
Ich bat um meinen Abschied und erhielt
Ihn nicht. Doch gab des Königs Gnade mir
Erlaubniß, meine Kunst zu üben, wenn ich
Im Dienste nichts versäumte; huldreich ließen
Ew. Majestät mir manche freie Stunde,
Und jede nützt' ich eifrig, mich zu bilden.
So wuchs, obschon nur langsam, meine Kraft
Und künstlerische Fähigkeit, bis endlich
Ein Werk von meiner Hand des Meisters Lob
Gewann. Nun endlich schien die Zeit gekommen,
Die ich so lang ersehnte: ganz der Kunst mich
Zu weih'n, und wieder wagt' ich drum die Bitte,
Mich meines Kammerdienstes zu entlassen.
Wohl weiß ich, daß ich nicht nach strenger
Ordnung
Den Gnadenlohn verdiene; doch nicht mir,
Der Kunst erbitt' ich ihn, daß ihr zum Handwerk
Sich zu erniedrigen erlassen sei.
Ein güt'ges Wort von Eurer Majestät
Vermöchte viel bei meinem Herrn und König,
Und ewig dankbar — (er läßt sich aufs Knie nieder).

Königin.

Steh'n Sie auf! — (Es geschieht.)
Ich mische
Mich ungern in Geschäfte dieser Art.

Der König weiß, was seinen Dienern frommt
Und was dem Ganzen tauglich ist. Sie selbst
Bekennen, daß man Ihren Dienst bei Hofe
Mit Nachsicht forderte, daß man Sie gern
In Ihrem Künstlerstreben unterstützte.
Auch künftig wird, ich zweifle nicht, die Gnade
Des Königs bei dem treuen Diener sein,
Der Wohlthat lohnt mit Dank. Vertrauen Sie
Ihr Schicksal seiner bessern Einsicht an.

Rauch.

Mich zwang die Noth zu handeln, Majestät.
Zu deutlich sprach in der beklomm'nen Brust
Des Gottes Stimme: werde frei! Die Kunst
Vermag auch sanfte Fesseln nicht zu tragen:
Nur wer ihr Alles ist, dem wird sie Alles.

Königin.

Was nützt die Freiheit dem, der in der Sorge
Des Lebens nicht die Wahl der Arbeit hat?
Hier sind Sie frei! Das Amt gibt Ihnen Freiheit
Zu schaffen, was dem Genius gefällt —
Es wirbt um Gunst, wer sich um Lohn bemüht.

Rauch.

Und doch —: Es zieht mich fort ins Ungewisse.
Im sichern Hafen schaukelt sich der Kahn
Vielleicht mit Anmuth auf den sanften Wellen;
Doch Der nur hat sein Lebensschiff erprobt,
Der es durch Sturm und Wogendrang gesteuert.

Königin.

Nicht Jeden stählt der Kampf. Wir überschätzen
Zu gern die Kraft, die Großes will, und bleiben
Weit hinter unserm richt'gen Maß im Können.

Rauch.

Wer, als wir selbst, vermag das Ziel zu setzen?
Gewiß ermatten tausend kühne Streber,
Und Einer nur gewinnt den Siegespreis.
Doch besser, tausend büßen ihren Muth,
Als daß nicht Einer für die Göttin wagt.

Königin.

Sie sprechen kühn.

Rauch.

Ich darf es, Majestät,
Weil ich bescheiden denke von mir selbst.
Noch bin ich Nichts, und Alles, was ich hier
Erringen könnte, scheint mir wenig mehr
Als Nichts. Ich weiß, die Welt verliert nicht viel
An einer Mittelmäßigkeit. Erproben
Kann ich mein Wachsthum auf dem Boden erst,
Der Meisterschöpfung aller Zeiten trägt ...
Unwiderstehlich zieht es mich nach Süden!

Königin.

So wollen Sie Berlin verlassen, wo Sie
Doch Freunde haben, die Sie stützen können?

Rauch.

Die Sehnsucht nach Italien, Majestät,
Wird ungestüm in mir: im Schlaf' und Wachen
Hab' ich nur diesen einen Traum. Er ist
So mächtig, daß er alle Wirklichkeit
Mit einem düstergrauen Schleier deckt,
Von dem das Auge sich voll Trauer wendet
Dort, unter heit'rem Himmel, warmer Sonne,
Steht der jahrtausend alte Baum der Kunst
Mit mächt'gem Stamm und zackigem Geäste,
Dort treibt er Blüthen, trägt er reife Frucht
Und Niemand wird ein Künstler, der sich nicht
In seinem Schatten eine Werkstatt baute.
Die Meister alle, die in Stein und Erz
Der nord'schen Heimath reichen Schmuck verlieh'n,
Dort lernten sie, dort wuchsen sie heran,
Dort aus dem Urquell künstlerischen Schauens
Erfüllten sie mit Idealgestalten
Ihr geist'ges Auge, unermeßlich schönen,
Erhab'nen Bildern einer höh'ren Welt.
Hier tapp' ich wie ein Blinder. Ob in Rom mir
Der Sinn erschlossen wird, ich weiß es nicht,
Doch nirgends kann's geschehn, wenn nicht in Rom —
Und darum muß ich frei sein, Majestät!

Königin (nachdenklich).

Ich ahne wohl, was Sie bedrängt, entstammt
Den Tiefen des Gemüths, in die der klügste
Verstand hinabzuleuchten machtlos wird.
Ich warnte Sie. Wohlan denn: folgen Sie
Der Stimme des Gewissens. Ungern miss' ich
Den treuen Diener; doch bescheid' ich mich,
Nicht selbstisch ihm das Leben zu verkümmern.
Ich halte Sie nicht länger.

Rauch.

Majestät,
Ich wagte mehr zu bitten. Wenn Sie gnädigst
Ein Wort bei meinem hohen Herrn —

Königin.

Nur nicht
In Paretz, lieber Rauch. Der König sucht
Erholung hier, Erfrischung nach der Arbeit.
Man darf ihn an Verdrießlichkeiten nicht
Erinnern, die ihn schnell verstimmen müssen.
In Paretz — will der König mir gehören,
In Paretz gönnen Sie den König mir.
Vielleicht nach uns'rer Rückkehr in die Stadt —
Es findet sich dann wohl Gelegenheit —
Ich hoff' es und verspreche gern ...
(Aufstehend, sehr lebhaft:) Der König!
(Sie geht ihm entgegen.)

Rauch (zur Seite tretend).

Umsonst —

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Von rechts der König, von zwei Leibhusaren gefolgt, die an der Coulisse stehen bleiben und sich bald auf einen Wink Schildens entfernen. Von links Gräfin Voß und Baron von Schilden.

König (die Königin umarmend).
Nun — ? Kommen doch gelegen?

Königin.
Bester Mann!

König.
Hab's gleich gedacht, Dich hier zu finden, stieg
Am Parkthor ab. Nun hast Du mich dafür
Mit allem Staub —

Königin.
Und zehn Minuten früher
Und gleichsam aus der ersten Hand. Erlaube...
(Klopft ihm mit dem Taschentuch den Staub ab.)

Gräfin (einschreitend).
Ich bitte, Majestät . . .!

König.
Ah! Gräfin Voß!
(Küßt ihr die Hand)
Respekt, Luise! Nicht vergessen, daß uns
Dame d'Etiquette mit strengen Augen mustert.
Wird wieder viel zu schelten geben, fürcht' ich.—
Ein Kuß erlaubt hier unter freiem Himmel?
(Küßt die Königin.)

Königin.
So viel Du magst.

König.
Was sagt die gnädige Gräfin?

Gräfin.
Ich bin erfreut, Ew. Majestät so froh
Gelaunt zu finden, halte willig still,
Wenn's hergeht über mich.

König.
Ha, ha, ha, ha!
Ist auch nicht schlimm gemeint. Sind hier in Paretz —
Da hat man's Necken frei. Die Kinder munter?

Königin.
So munter, wie im grünen Wald die Rehe.

König.
Kann's denken. Frische Landluft — freies Spiel —
Zu lernen nichts.

Gräfin.
Die jungen Prinzlichkeiten
Sind avertirt und harren nur des Winkes,
Dem gnädigen Herrn Papa die Hand zu küssen.

König.
Gleich, Gleich! Erst kommt die Frau — die Frau Mama.
(Legt ihren Arm in den seinen.)
Hielt's in Berlin nicht länger aus allein.
Ja, ja! das waren böse Zeiten, als dort
Den ganzen Sommer hier verjubelten.
Du, wenn Du willst, kannst freilich immer noch
Die gnäd'ge Frau von Paretz sein — doch ich
Nicht mehr der gnäd'ge Herr dazu. Der König
Ist überall der König. Gib nur Acht,
Man wird ihm keinen Frieden lassen.

Königin.
Sei uns
Darum die Stunde tausendfach gesegnet,
Die unserm stillen Glück gegönnt ist. Scheuche
Die Sorge fort, erfrische Herz und Geist
Im Anschau'n dieser lieblichen Natur.
Auch sie hat ihren Herbst und Winter; aber
Der Sturm geht drüber hin, es schmilzt der Schnee,
Und immer wieder folgt ein sonniger Frühling.

König.
Voll Unruh ist die Welt. Erleben wir
Den Frieden? Bonaparte läßt uns nicht
Zu Athem kommen — alle Throne sind
Bedroht — gemeinsam muß die Abwehr sein.
Wir wollen nicht den Krieg, er wird erzwungen.

Königin.
So hoff' ich, daß uns Gott zum Siege hilft:
Er ist mit den Gerechten!

König.
Sei es so. —
Da hat uns gleich die garst'ge Politik.
Schnell zu den Kindern!
(Führt die Königin nach links, bemerkt Rauch und bleibt stehen.)
Kammerdiener Rauch.
Was war's doch — ?

Rauch.
Majestät —!

König.
Auf meinem Tisch . . .
Ganz recht.

Königin.
Du wolltest zu den Kindern.

König.
Gleich. —
(Halb für sich.) Erinn're mich, nun ich ihn sehe, Schilden
Empfahl mir sein Gesuch.

Schilden.
Es schien mir Pflicht,
Dem jungen Künstler —

König.
Hm —! Man steht im Dienst,

Hat nichts voraus vor Andern — muß sich fügen
Ins Reglement, so will's die Ordnung.

Schilden.

Gnade
Für Recht nur, Majestät, ist's was er hofft.
Die güt'ge Nachsicht, die bisher ihm ward,
Ermuthigt ihn zu einer dreist'ren Bitte,
Und gern bezeug' ich ihm, daß Meister Schadow
Ihn seinen genialsten Schüler nennt.

König.

Unruhiger Kopf! Schon einmal abgewiesen —
Zu seinem Besten, denk' ich. Hat indessen
Gelegenheit gehabt, sich auszubilden.
(Halb zu Rauch gewendet.) Sehr wenig dankbar.

Rauch.

Majestät, der Dank
Des Künstlers soll sein Werk sein. Wenn es mir
Vergönnt wird, frei zu schaffen —.

König.

Frei! Das ist
Ein Modewort. Gebunden sind wir alle,
Der König wie der letzte Kammerdiener.
Nur die Genie's sind ausgenommen — wie?

Rauch.

Es ist nicht Unbescheidenheit —

Königin.

Er wünscht
Zur Uebung seiner Kunst mehr freie Zeit,
Als mit dem Dienst verträglich.

König.

Die Genies
Sind Zeitverschwender. Wem die Stunde knapp
Bemessen ist, der lernt sie dreifach nützen.
Erst etwas sein, auf eig'nen Füßen steh'n —
Dann Vorschrift machen. Lobenswerth gewiß,
Was da zu Stande kam — kann besser werden;
Ist nichts so gut, das sich nicht bessern ließe.

Rauch.

Wie schwach die Leistung, Niemand mehr als ich
Empfindet das. Doch müßt' ich selbst mich
schmähen,
Nähm' ich mein Maß von ihr. Ein Zeugniß nur
Der Kraft, die in mir wohnt, bedeutet sie —
Der Kraft, die noch gefesselt ist, die sich
In Zukunft erst bewähren soll. Es lebt
In mir der Glaube, Majestät, sie *wird* sich
Bewähren zu der Menschen Freude.

König.

Hm —!
Sehr zuversichtlich. Kenne solche Leute,
Die an sich selbst mehr glauben als an Gott,
Der Vorsehung ins Handwerk pfuschen
möchten —
Kommt hinterher ganz anders.

Rauch.

Majestät,
Wer an sich selbst verzweifelt —

Schilden (raunt Rauch zu:)

Schweigen Sie
Der König wird erzürnt.

König.

Hab's gut mit Ihnen
Im Sinn. Der Vater war ein wack'rer Mann,
Der Bruder auch — verstarb in unserm Dienst —
Bleibt unvergessen. — Sollen sich bedenken,
Zu bess'rer Einsicht kommen mit der Zeit.
Hab' Ihr Gesuch absichtlich ruhen lassen —
Will's nicht gelesen haben. Können fleißig
weiter
Studiren — soll mich freu'n, viel Löbliches
Von Ihrer Kunst zu hören. Lieber Schilden,
Den Dienst noch mehr erleichtern! (Will gehen.)

Rauch.

Majestät —

Schilden.

Nichts weiter!

Rauch (erregt).

Die Minute kommt nicht wieder. —
Wie gern ich dankbar mich beweisen möchte
Für so viel Huld und Güte —

König (stehen bleibend).

Noch nicht recht?

Rauch.

Ich fühl's, hier ist ein Wendepunkt des Lebens —
Nicht einen läßt sich Unverträgliches.
Für ewig lieber sagt' ich Lebewohl
Der Kunst, als daß ich stümperhaft sie triebe,
Geduldet nur, wo sie die Herrschaft fordert.
Und doch —! Der unglückseligste der Menschen
Wär' ich nach *dem* Verzicht. Drum bitt' ich
nochmals
Ew. Majestät um gnädige Entlassung.

König (streng).

Sein Eigensinn wird sich bestrafen. Können
Nicht uns're Kammerdiener pensioniren
Bei jungen Jahren, kräft'gen Gliedern — gäbe
Kein gutes Beispiel. Haben nicht Pensionen
Für eigensinn'ge Leute, die kopfüber
Ins Unglück stürzen, keine Warnung achten.
Es bleibt dabei.

Rauch.

So zwingen Majestät
Mich zu verzweifeltem Entschluß. Ich *kann*
Das Kleid der Dienstbarkeit nicht länger tragen.
Und müßt' ich betteln gehn, müßt' ich ver-
hungern —

König (erzürnt).

Genug, genug! Verschwenden nicht mehr Worte

An einen Unvernünft'gen, Sind entlassen —
Entlassen auf der Stelle —

Rauch.

Majestät —!

König.

Entlassen auf der Stelle, sag' ich. Kommen
Mir nicht vor Augen mehr in Paretz. Fort!
Das Kleid der Dienstbarkeit — das also! Haben's
Bisher gehalten für ein Ehrenkleid.
Sein Vater und sein Bruder...ah! nichts mehr.
Entlassen — sind entlassen. Gehen Sie!

Rauch (sich zurückziehend, schmerzlich für sich).

Ich hab's gewollt. (Auf einen Wink Schildens ab.)

Gräfin (Nach einer Pause).

Geruhen Majestät
Der kleinen Prinzen freundlich zu gedenken,
Die sicher schon recht ungeduldig warten.

König (in Gedanken).

Die Kinder! Ich vergaß — ganz recht; — die Kinder.

Königin.

Nicht jetzt — nicht gleich. Du bist erzürnt, Du siehst
So finster aus, und sie erwarten doch
Den frohgesinnten Gast. Die Kinder dürfen
Um ihre Freude so nicht kommen. Geh'n Sie
Voraus, wir folgen langsam, liebe Gräfin.

Gräfin (ab nach links).

König.

Hat mich verstimmt.

Königin.

Es war recht ungeschickt,
Daß wir ihn nicht entfernten, eh' Du kamst.
Er hatte seine Wünsche mir vertraut;
Ich wußte, daß man ihn nicht halten könnte.
Hätt' ich's an Dich gebracht, zu rechter Zeit,
Es wäre Dir so häßlich nicht erschienen.

König.

So häßlich! Damit triffst Du's. Ja: so häßlich.
Wär' es ein Andrer —! Haben Dank verdient
Um den. War unsre gute Meinung, ihn
Im Hofdienst sorgenfrei zu stellen, bis er
Ein anerkannter Meister seiner Kunst,
Unleidlich dieser Trotz und Eigensinn!
Glaubt sich in seinem Dünkel schon zu vornehm
Zum Dienst der Königin. Für alle Güte
Und Nachsicht das der Dank. Anhänglichkeit,
Hingabe, Treue — leere Worte das!
Und wie der eine sind sie alle — alle.

Königin.

Es ist Dein gutes Herz, das keinen Menschen
Verlieren mag, für den es sich erwärmte.
Wie lieb' ich dieses gute, treue Herz!
Doch kränkt sich's diesmal, hoff' ich, ohne Grund.
Oft hat ich Anlaß, meinen Kammerdiener
Zu prüfen; stets hat Rauch sich zuverlässig,
Gewissenhaft, ergeben mir bewiesen,
Dies Zeugniß schuld' ich ihm.

König.

Man sieht ja jetzt,
Wie viel das werth gewesen.

Schilden.

Majestät —
Wenn ich zu sprechen wagen darf — auch ich
Erprobt' ihn treu und herzlich zugethan
Dem Königshause. Schwerer, als es scheint,
Entschloß er sich den Abschied zu erbitten.
Nicht Leichtsinn gibt die sich're Stellung auf,
Zu spielen mit dem Leben; tiefster Ernst
Beschwert es rücksichtslos mit strengen Pflichten.
Wie Eure Majestät ungnädig ihn
Entließ, wird er in seinem besten Streben
Von denen, die er liebt, verkannt sich glauben.

König.

Weiß schon — sind für die Künstler passionirt,
Begreifen besser als wir bürgerliche
Naturen ihre Genialität.
Ist ja in Ordnung, daß die freien Geister
Ihr eigenes Gefühl von Anstand haben,
Lob prätendiren, wo sie Pflicht verletzen.

Königin.

Und wenn nun Pflicht und Pflicht einander kreuzen?
Wohl dem, der seinen Weg geebnet findet,
Sein Ziel sich selbst und aller Welt gewiß.
Doch wem die Noth des Lebens Bahn gewiesen,
Und eig'ner Drang die Abkehr anbefiehlt,
Dem rechne die Verirrung nicht als Schuld!
Er selbst zerstört, was Tausende beglückte,
Und sieht sein Glück in dem, was sie nicht fassen.
Er leidet mehr, als er beleid'gen kann:
Drum Mitleid und Verzeihung!

König.

Prüf' er denn,
Wie weit die Flügel tragen. Ihn zu binden
Ist nicht mein Wille. Fert'gen Sie sogleich
Ihm die Entlassung aus, Baron von Schilden —:
Auf seinen Wunsch entlassen. — Komm, Luise!
Die Kinder warten. Froh sein mit den Kindern —
Vergessen —!

Königin.

Das ist lieb und gut.

König (im Abgehen).

Vergessen.

(Beide ab.)

Schilden (ihnen nachsehend).

Wie gern der Mächt'ge doch die Allmacht spielt!
Der beste, gütigste —: so lang er leitet,

Ist nicht sein Edelmuth vor Opfern scheu.
Doch wird das Urtheil hart und lahmt die Hand,
Geht seinen Weg der Schützling. Andre Meinung
Wird Kränkung dann. Die Einsicht nicht, die Neigung,
Der Dank soll sich beweisen in der Wahl. —
Ach! nur zu oft ist schwach das Herz und schwach
Der Muth, der Gönnerschaft sich zu entschlagen,
Die der bequemen Leistung Lohn verheißt.
Dann krankt der Genius, und was er Großes
Zu schaffen träumte, schrumpft zu nicht'gem Spiel
Zusammen, kaum der Eitelkeit des Gönners
Genügend, der ihm seinen Stempel gab. —
Ich hoffe, Rauch ist fest. So widerspricht
Dem König sein geringster Diener nicht,
Ist's ihm nicht Ernst mit dem: selbst ist der Mann!
Entlassen —! wohl. Doch denk' ich nicht zu sehr
Die Ordre zu beeilen; schätz' ich richtig
Des Königs milden und gerechten Sinn,
Beschwert ihn morgen schon sein strenger Spruch,
Und gnädig fügt er der Entlassung zu,
Was ihr den rechten Werth gibt: die Pension.
(Aufhorchend.)
Wer naht? Ah — Rauch! Was will er noch?
Er wagt . . ?
Mit ihm der Gärtner. Ei, was trägt er da
Verhüllt mit einem Tuch? Ich will doch seh'n.
(Tritt hinter einen Baum.)

Sechster Auftritt.

Schilden. Von rechts Rauch und der Gärtner, der einen Gegenstand vom Tuch bedeckt trägt.

Rauch (im Civilrock).
Hier soll es sein. Dies ist ihr Lieblingsplatz. —
Gebt mirs zu halten, Freund.
(Nimmt ihm den Gegenstand ab.) Indessen hebt
Die Sandsteinvase von dem Postament
Und stellt sie dort ins Gras. Nur hübsch geschickt,
Daß nicht der Henkel bricht — der Stein ist mürbe.
Es ist nur Nothbehelf; das Ding muß wieder,
So schlecht die Arbeit, an die früh're Stelle.
So ist es recht. — Nun helft ein wenig nach,
Daß nicht das Tuch beklemmt wird an den Zipfeln.
(Er stellt den Gegenstand auf das Postament, ohne das Tuch abzunehmen.)
So ist's in Sicherheit. Nun eilig fort!
Und morgen, oder heut' noch, wenn's der König
Befiehlt, vertauscht die Stücke wieder. Das da
Behandelt sorglich, denn es ist mir lieb,
Und schickt mir's in der Kiste nach Berlin.
Ich geh' zu Fuß voran noch diese Stunde.
(Der Gärtner ab.)
Ein schnelles Lebewohl an Haus und Garten,
Dann eilig fort — mein Ränzel schnürt sich bald.
(Will gehen.)

Schilden (vortretend).
He, Freund!

Rauch.
Ich ward belauscht.

Schilden.
Was soll das heißen?
So ohne Abschied wollt Ihr —

Rauch.
Herr Baron,
Der König hat im Zorn mich fortgeschickt —
Sie sind sein Kammerherr. Ich setze Niemand
Um meinetwegen in Verlegenheit.

Schilden.
Ich bin so ängstlich nicht. Hier meine Hand.
(Reicht ihm die Hand und betrachtet ihn lächelnd.)
Da sind Sie den verhaßten Rock nun los.
Sie waren flink im Wechseln.

Rauch (lebhaft).
Die Minute
Vergeß' ich nicht mein Leben lang, in der ich
Ihn abwarf. Sieben Jahre —! Nicht so froh
Sieht der Gefang'ne seine Ketten fallen
Von Hand und Fuß. Nun fühlt' ich erst mich frei.
Mir war's, als packte mich ein Riesengeier
Und riß mich aufwärts in die blaue Höhe,
Und unten lag die Welt, wie ich sie nie
Geschaut — die Peterskuppel mir zu Füßen,
Als dürft' ich gradenwegs nur niedersinken
Und wär' in Rom. — Dann aber . . .

Schilden.
Dann? Was dann?

Rauch.
Ich schloß die Augen wie berauscht. Da ward es
Wie um mich her, in meiner Seele dunkel;
Und eine tiefe Traurigkeit befiel
Mein Herz, daß ich allein gelassen war
Von denen, die ich liebt' und ehrte — denen
Ich nun ein Undankbarer schien. Ich hörte
Die Stimme meiner alten Mutter: fliege
So hoch du willst — du wirst nicht Frieden haben;
Nicht frei nur, froh sein mußt du, willst du schaffen,
Was Freude bringt, und froh sein kannst du nicht,

Wenn sie Dir zürnen. — Wenig fehlte da,
Ich hätt' im Schmerz die Zähne fest verbissen
Und wär' in den Lakaienrock zurück-
Geschlüpft. Doch überwand ich's. Aber was ich
Mir da gelobte für mein Künstlerleben,
Das — fordert Gott von mir!

Schilden.

Ich wußte wohl,
Sie würden noch mit sich zu kämpfen haben.
Mich freut's, daß Sie so tapfer Stand gehalten.
(Auf das Postament deutend.)
Doch was ist das? — Sie schweigen? Wenn die Hülle
Ein wenig von der Form errathen läßt:
Ein Kopf und Schultern. Ihre jüngste Studie
Nach der Antike — wie?

Rauch.

Nein, Herr Baron.

Schilden.

Was aber sonst? Ich bin begierig. Darf ich
Das Tuch entfernen?

Rauch (hebt das Tuch fort).

Wenn Sie schweigen wollten —

Schilden (mit freudigster Verwunderung.)

Die Königin Luise!

Rauch (lächelnd).

Eine Studie
Nach der Natur, die hier Modell nicht stand.

Schilden.

Die Königin — leibhaftig! Wohlgetroffen,
Und doch nicht ein Portrait. Ich finde Zug
Für Zug dem Leben abgelauscht, doch jeder
In künstlerische Harmonie gebracht
Zum Ganzen, das sein eig'nes Leben lebt.
Sie ist's — und ist es nicht — und ist es wieder
Verklärt in unvergänglicher Gestalt,
Wie sie der Künstler für die Nachwelt schaute:
Das Ideal der Lieblichkeit und Güte,
Der holden Würde, hehren Weiblichkeit!
O, das ist schön!

Rauch.

Ich sehe Sie ergriffen —
Das lobt mich mehr als Worte.

Schilden.

Hört' ich recht:
Die Königin hat Ihnen nicht gesessen?

Rauch.

Wie durft' ich's wagen, darum sie zu bitten —
Ihr Kammerdiener, Herr Baron! Doch hatt' ich
Ja lange Zeit, ihr Bild mir einzuprägen,
Und nicht um Aehnlichkeit war mir's zu thun:
Ich schuf, was ich in dieser Frau verehrte.

Schilden.

Und — sie erfuhr es nicht?

Rauch.

Kein Mensch erfuhr es.
In Feierstunden ist das Werk ganz heimlich
Entstanden, dann das Thonmodell in Gyps
Geformt, wie Sie es vor sich sehn, in Paretz
Legt' ich die letzte Hand daran.

Schilden.

Und zeigten
Der Königin die Arbeit nicht?

Rauch.

Sie hätte
Sie nie geseh'n, behielt ich meinen Dienst.

Schilden.

Allein warum, Sie sonderbarer Mensch?

Rauch.

Der Diener war zu stolz, mit einem Werk
Des Künstlers um der Herrschaft Gunst zu buhlen.
Was reinster Freude an dem Schönen, wärmster
Verehrung sein Entstehen dankt — es sollte
Nicht als ein Werk der Schmeichelei erscheinen,
Nicht Lohn begehren. Jetzt entließ der König mich
Ungnädig meines Dienstes — ich bin frei
Und greife nach dem Wanderstabe schon:
Da mag er wissen, wer sein Diener war.
(Grüßt und wendet sich zum Gehen.)

Schilden (bittend).

Sie bleiben noch.

Rauch.

Ich gehe, Herr Baron.
(Auf die Büste deutend.)
Bleibt das zurück, so muß ich geh'n.

Schilden.

Nun denn
Mit Gott!

Rauch.

Mit Gott! (geht)

Schilden.

Doch eins noch, lieber Rauch.
Da fällt mir ein, daß mich der Graf Sandretzky,
Der nach Italien reist, vor Kurzem bat,
Ihm einen Reisemarschall zu empfehlen,
Wo möglich einen Künstler. Wenn der Platz
In seinem Reisewagen Ihnen ansteht —

Rauch (sehr erfreut).

Wie, Herr Baron, Sie wollten . . . ?

Schilden.

Sie empfehlen.
Auch hoff' ich, daß Sie mir erlauben werden,
Ein Reisegeld —

Rauch (abwehrend).
Nein, Herr Baron —
Schilden.
Schon gut!
Wir kennen uns — es darf Sie nicht beschweren.
Rauch.
Womit verdient ich —?
Schilden (schüttelt ihm die Hand).
Nichts als Selbstsucht, Freund.
Wird Rauch einmal ein hochberühmter Mann,
Vergißt man, denk' ich, auch den Schilden nicht.
Der allererst gemerkt, was in ihm steckte. —
Nun rüsten Sie zum Abmarsch; warten Sie
Auf mich am Parkthor: kann es sein, so drück' ich
Noch einmal Ihnen dort die Hand zum Abschied.
Rauch.
O könnten Sie mir sagen, daß der König
Verzeiht — dann fehlte nichts zu meinem Glück.
(Ab nach rechts.)
Schilden.
Da rechn' ich auf die gnäd'ge Frau von Paretz.

Siebenter Auftritt.

Schilden. Von links Gräfin Voß.

Gräfin.
Die Majestäten kehren gleich zurück.
Sie wünschen hier den Thee. Ging dort nicht Rauch?
Der widerwärt'ge Mensch! Dem König ist
Die gute Laune ganz verdorben.
Schilden.
Sprach er
Von ihm?
Gräfin.
Wie's seine Art ist, wenn ihn etwas
Verletzt hat, sprach er mit sich selbst davon.
Die Königin — ich hielt es nicht für klug —
Gab Antwort drauf; vergebens winkt ich ihr.
So ging ich.
Schilden (bietet ihr den Arm).
Arrangiren wir den Thee.
(Beide ab nach der Mitte.)

Achter Auftritt.

Der König und die Königin von links.

König.
Kann nicht dran glauben. Eigensinn — nichts weiter.
Die Menschen sind von gleichem Stoff; der Künstler
Hat nichts voraus in dem, was menschlich ist.
Königin.
Doch wohnt ein Göttliches in ihm, das sich
Mit unsern Sinnen schwer begreifen läßt.
Sein Auge sieht noch eine zweite Welt:
Aus seiner Schöpfung wird sie uns erkennbar.
Verwundert's uns, wenn er ein Träumer scheint?
König (mit sich kämpfend).
Ich that ihm Unrecht — wie?
Königin.
Dein Spruch war streng
Er hat uns sieben Jahre treu gedient —
Ihm waren's schwere Jahre —! und nun so...
König.
War meine Meinung nicht, er solle darben.
Königin.
So willst Du die Pension —?
König (freundlicher).
Ihm zahlen lassen,
Als wär' er dienstunfähig heut' geworden.
Nun recht?
Königin.
Mein herzensguter Mann! Nur fürcht' ich,
Man macht im Marschallamt ihm Schwierigkeit,
Wenn er sie auswärts —
König.
Auswärts? Wie —?
Königin.
Berlin
Ist nicht die Schule, meint er, die ihm nützt
Er strebt mit ganzer Seele nach Italien.
König.
Und außer Landes die Pension —? Das geht nicht
Ist gegen alle Regel. (Wendet sich ab.)
Königin.
Wenn der Fall
So wenig in die Regel paßt —
König (hat aufgesehen und die Büste bemerkt. Ueberrascht und dann im Anschauen vertieft.)
Luise —!
Königin (ohne ihre Stellung zu ändern).
Zürne
Mir nicht! Mir ist, als dürft' ich jetzt nicht schweigen,
Als müßt' ich für ihn bitten, der sein Schicksal
Vertrauensvoll in meine Hand gelegt.
Laß mich an jenen ersten Sommer Dich
Erinnern, den wir hier verlebten, Friedrich:
Wir waren froh und glücklich, wollten froh
Und glücklich Alles um uns seh'n — kein Tag
Verging, an dem wir einem Menschen nicht
Des Lebens Bürde zu erleichtern strebten.
Und wie viel Dank hat uns gelohnt! Wie herzlich

Gedenkt man unsrer unter nied'rem Dache!
Wie scheinen wir den armen Leuten recht
Vom Himmel hergesandt — ein Gottestrost!
So laß uns träumen, heute sei wie damals,
Und untergehen dürfe nicht die Sonne,
Bevor wir eines Menschen Glück gefördert.
Der eine Mensch —

König (sehr erregt).

Luise — siehst Du nicht . . ?

Königin.

Was, bester Mann?

König (auf die Büste deutend).

Dort!

Königin (die Büste bemerkend).

Ah! Wer hätte das — ?

König.

Es überrascht Dich?

Königin.

Wie Dich selbst.

König.

Du bist's,
Und wunderbar — ergreift mich — dieses Bild.
Nicht nach dem Leben — weihevoll und ernst
Und himmlisch lächelnd, wie man sich die Guten
In seligen Gefilden wandelnd denkt . . .
Es überläuft mich.

Königin.

Und ich ahnte nicht,
Daß er —

König.

Du glaubst —?

Königin.

Ich rathe nur, doch wünscht' ich
Nicht falsch zu rathen. Rauch —!

König.

Ich that ihm Unrecht.
Wer das geschaffen . . . Nicht ein Diener nur,
Ein Freund —!

Königin (lächelnd).

Das Bild ist sehr geschmeichelt.

König.

Nein!
So seh' ich Dich, wenn ich nicht bei Dir bin,
Wenn ich mich sehne nach dem Liebsten, besten,
Was mir der Herr geschenkt in seiner Gnade.
So sollst Du immer bei mir sein. Wer hat's
Ihm eingegeben —?

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Zwei Diener serviren den Theetisch. Später Gräfin Voß. Baron von Schilden und Rauch von rechts.

König (zu einem Diener).

Rauch hierher berufen —
Sogleich! (Der Diener ab nach rechts.)
Wer hat's ihm eingegeben? Das
Ist mehr als Künstlerwerk. Wer das erschuf,
Der schaute vorwärts in die Zukunft — sah
Das Volk um eine güt'ge Mutter trauern,
Und gab ihm das zum Angedenken. Nein!
Es kann Dich nicht verlieren, bleibt dies Bild

Königin.

Du bist bewegt . . . was hast Du?

König (eine Thräne trocknend.)

Frage nicht —
Ich will's nicht denken.

Königin (verstehend).

Lange, hoff' ich, lange
Vertraut uns Gott des Lebens Loos gemeinsam.

König (sie küssend).

So sei es —: Amen!

Gräfin (zutretend).

Wenn's den Majestäten
Gefällig . . .

König (Rauch bemerkend).

Einen Augenblick Geduld.

Schilden und Rauch (treten von rechts ein, letzterer reisefertig).

Schilden.

Wie Ew. Majestät befehlen, bring' ich —

König (Rauch freundlich musternd).

So eilig? Konnten wohl nicht schnell genug
Aus der fatalen Hofluft?

Rauch.

Majestät —

König.

Schon gut! Bedarf nicht der Vertheidigung,
(Auf die Büste deutend.)
Das spricht für Sie. Ist doch von Ihrer Hand?

Schilden.

Von Rauch ist diese Büste hergestellt,
Nicht seine Kunst, nur seines Herzens tiefstes
Gefühl den Majestäten zu bezeugen.

König.

Sehr brav! (Reicht Rauch die Hand.) Den Künstler
ehrt es wie den Menschen.
Sie lehren mich gerecht sein — bin es gern.
Versprechen viel und halten mehr. Sehr brav!
Ihr Jahrgeld —

Rauch (freudig).

Majestät —!

König.

Sie werden's brauchen,
Wenn Sie in Rom studiren. Nicht zu früh
Um's Brod sich mühen! Eins beding' ich mir:
Die Büste wird in Marmor ausgeführt,
Und Schilden soll den Preis der Arbeit schätzen.

Schilden (lächelnd).
Dann wird die Büste theuer, Majestät.

Rauch.
Wie find' ich Worte, warm genug zu danken?
Noch eben tief bekümmert, sorgenschwer,
Und jetzt... O, nehmen Sie mein ganzes Leben!
Nicht zu den alten Göttern blick' ich auf;
Es sammeln sich vor meinem innern Sinn
Die Helden meines Volkes. Könnt' ich sie,
Wie sie in seinem Herzen ruh'n, gestalten:
Wahrhaftig, schlicht und treu und ganz sie selbst—
Dann wüßt' ich reich gesegnet diese Stunde.

Königin.
Sie mag es sein — auch uns!

König (küßt ihre Stirn).
Auch uns, Luise —
Zieh'n Sie mit Gott!

Rauch (verneigt sich und geht).

Gräfin.
Darf ich zum Thee ...

Königin (zum König).
Du trinkst ihn
Heut wahrlich — bei der gnädigen Frau von Paretz.

Der Vorhang fällt.

Aus Heine's Studentenzeit.

Neue Mittheilungen über den Dichter, mit ungedruckten Briefen und Gedichten desselben.

Von **Adolf Strodtmann.**

Die verhältnißmäßig spärlichen Nachrichten über H. Heine's Jugendzeit haben unlängst durch die Mittheilungen des Herrn Professors Dr. H. Hüffer aus dem Nachlasse Christian Sethe's*) eine werthvolle Bereicherung erfahren. Zu weiterer Ergänzung der Lücken in jener Lebensperiode des Dichters, die zur Beurtheilung seiner späteren Entwicklung so bedeutsam ist, stelle ich hier in chronologischer Ordnung zusammen, was mir an authentischen Details in jüngster Zeit zu ermitteln gelang. Es ist zwar nur eine Fülle zerstreuter Einzelzüge, die sich zu keinem vollständigen Bilde zusammen schließen, und die ihre rechte Bedeutung erst erlangen können, wenn es mir vergönnt sein wird, sie in einer künftigen Auflage meiner Biographie des Dichters überall an den betreffenden Ort zu verweben. Das ungewöhnliche psychologische und literarische Interesse, welches sich an die meisten der nachfolgenden Aeußerungen Heine's knüpft, läßt mich indeß hoffen, daß die Mittheilung derselben einstweilen auch in fragmentarischer Form manchem Leser erwünscht sein wird. —

Zuerst eine Anekdote aus der Schulstube. Seit dem Herbst 1814 besuchte Harry Heine, zur Vorbereitung auf den kaufmännischen Beruf, für welchen sein Vater ihn bestimmt hatte, die Vahrenkampf'sche Handelsschule auf der Bolkerstraße zu Düsseldorf. In der Nähe des Schullokales befand sich die Bierbrauerei „Zum Specht", Eigenthum eines Herrn Faßbender, dessen Sohn als Mitschüler neben Heine auf der Bank saß. Den Platz auf der anderen Seite des Dichters hatte ein etwas älterer Kamerad, der nachmalige Kreisbaumeister Werner zu Bonn, inne, welchem ich die Mittheilung dieses Geschichtchens verdanke. Eines Tages erhebt sich ein plötzlicher Lärm in der Schulstube — Harry fliegt von seiner Bank unter den Tisch. „Was geht hier vor?" fragt der eintretende Lehrer. „Och", antwortet der junge Faßbender zorngerötheten Gesichts im breitesten rheinländischen Dialekte, „de verdammte Jüdd sähd:

Em Specht, em Specht
Do schlöft de Mähd beim Knecht.

*) Abgedruckt in der „Deutschen Rundschau", erster Jahrgang, Heft 2 und 9.

Do han ich em ene Watsch gegewe, on do es he von de Bank gefalle."*) Unter allgemeiner Heiterkeit ertheilt der Lehrer beiden Knaben eine derbe Rüge, und beginnt dann den Unterricht.

Als Heine während seiner Berliner Universitätszeit 1822 seinen ehemaligen Schulkameraden Werner, welcher auf der dortigen Bauakademie seinen Studien oblag, manchmal besuchte und ihm das eine oder andere neue Gedicht vorlas, erinnerte ihn derselbe einmal scherzend an jenen ersten poetischen Versuch, der ihm ein so unerfreuliches Honorar eingetragen. —

Unter den Bonner Universitätsfreunden des Dichters befand sich der Westfale Friedrich von Beughem, ein edler, liebenswürdiger Jüngling, der im anregenden Verkehr mit Heine manches hübsche Lied gedichtet hatte, nach absolvirtem Examen aber allen poetischen Neigungen entsagte und sich mit Eifer der juristischen Karrière zuwandte. Er trat bereits Ostern 1820 als Referendar in das königlich preußische Oberlandesgericht zu Hamm, und verstarb in den sechziger Jahren als Oberstaatsanwalt zu Paderborn. Beim Abschiede schrieb ihm Heine folgende Erinnerungszeilen auf die Rückseite einer gedruckten Ansicht von Nonnenwerth:

Oben auf dem Rolandseck
Saß einmal ein Liebesgeck,
Seufzt' sich fast das Herz heraus,
Guckt' sich fast die Augen aus,
Nach dem hübschen Klösterlein,
Das da liegt im stillen Rhein.

Fritz von Beughem! denk auch fern
Jener Stunden, als wir gern
Oben hoch von Daniel's Kniff
Schauten nach dem Felsenriff,
Wo der kranke Ritter saß,
Dessen Herze nie genaß.

Harry Heine aus Düsseldorff
Bonn, 7. März 1820. Stud. Jur. & Philos.

Zu der Unterschrift dieses Blättchens sei bemerkt, daß Heine in das Bonner Universitäts-Album als Studiosus der Rechts- und Kameralwissenschaften eingeschrieben war, im ersten Semester aber fast ausschließlich germanistische und ästhetische Vorlesungen gehört hatte.

Es liegen mir zwei Briefe Heine's an Beughem vor, von denen der erste ein wichtiges Zeugniß für den Verkehr des jungen Dichters mit A. W. Schlegel enthält, auf dessen Anregung er u. A. die Geisterscenen aus dem „Manfred" und einige andere Gedichte Byron's übersetzte. Beide Briefe sind in hohem Grade charakteristisch für die damalige Stimmung des Verfassers, welcher das nachblutende Leid einer, in verhaßtem merkantilischen Berufe und unerwiedertem Liebestraum doppelt verfehlten Jugend bald durch frivolen Spott, bald durch sentimental ausbrechende Klagen zu beschwichtigen sucht. Die Verstimmtheit des eigenen Herzens macht ihn ungerecht gegen Andere, vor Allem gegen die alten Freunde, über welche einige Notizen zum Verständniß der Anspielungen hier am Platze sein mögen. Der „Staatsrath" ist Christian Sethe, jener Freund von den Bänken des Düsseldorfer Gymnasiums, dem die „Fresko-Sonette" gewidmet sind, und den Heine, wie die Schulkameraden Friedrich Steinmann, Joseph Neunzig (der

*) „Ach, der verdammte Jud' sagte:
Im Specht, im Specht
Da schläft die Magd beim Knecht.
Da hab' ich ihm eine Ohrfeige gegeben, und da ist er von der Bank gefallen."

unter dem „Juden" zu verstehen ist), Pellmann († am 23. März 1869 als Appellations-Gerichtsrath zu Köln) und den Theologen Bölling, einen Verwandten der Sethe'schen Familie, hier in Bonn wiedergefunden hatte. Alexander von Daniels ist der als Verfechter des Gottesgnadenthums später so bekannt gewordene preußische Rechtslehrer und Kronsyndikus; Ludwig Schopen war nachmals Direktor des Bonner Gymnasiums. An den Prinzen Alexander von Witgenstein richtete Heine beim Abschiede von Bonn jenes witzige Stammbuchgedicht, worin er die Erde mit einer großen Landstraße vergleicht, auf welcher die Menschen als Passagiere sich im Vorüberjagen flüchtig grüßend begegnen. Der „Poet" endlich ist J. B. Rousseau, mit welchem Heine derzeit in romantischen Träumen für das Nibelungenlied schwärmte.

Von beiden Briefen sind hie und da Fetzen abgerissen; doch glaube ich die dadurch entstandenen Lücken an den mit [ ] umschlossenen Stellen ziemlich richtig ergänzt zu haben. Der erste Brief beginnt mit einem noch ungedruckten burlesken Sonette:

An Fritz von Beughem!

Mein Fritz lebt nun im Vaterland der Schinken,
Im Zauberland, wo Schweinebohnen blühen,
Im dunkeln Ofen Pumpernickel glühen,
Wo Dichtergeist erlahmt, und Verse hinken.

Mein Fritz, gewohnt, aus heil'gem Quell zu trinken,
Soll nun zur Tränke gehn mit fetten Kühen,
Soll gar der Themis Aktenwagen ziehen, —
Ich fürchte fast, er muß im Schlamm versinken.

Mein Fritz, gewohnt, auf buntbeblümten Auen
Sein Flügelroß mit leichter Hand zu leiten,
Und sich zu schwingen hoch, wo Adler horsten;

Mein Fritz wird nun, will er sein Herz erbauen,
Auf einem dürren Prosagaul durchreiten —
Den Knüppelweg von Münster bis nach Dorsten.

Es war mir recht erfreulich, lieber Fritz, einen Brief von Dir zu erhalten. Mit Vergnügen habe ich daraus ersehen, daß Du Dich wohl befindest; aber mit Leidwesen sah ich auch, daß Du, der sonst so gern Musen und Busen gereimt hat, sich jetzt so ganz und gar vom Busen der Musen losreißen will. Ich habe oben meine wohlgereimte und ehrlich gemeinte Gesinnungen darüber ausgesprochen. Ich muß Dich wahrlich mit einer vierzehnknötigen Sonett-Geißel wieder zur alten Rüstigkeit aufgeißeln. Denn ich habe selbst die Erfahrung gemacht, daß die Musen, wie eitle Weiber überhaupt, jede absichtliche Vernachlässigung gar fühlbar zu rächen wissen. Auch ich hab' mal (schöner Busen halber) die Musen vernachlässigt. Meine Bestrafung hast Du selbst gesehen, nämlich meine poetische Unfruchtbarkeit vom vorigen Winter, die mich in so fern ärgerte, da ich mich auf immer von den Musen verlassen wähnte, und nicht einmal ein poetisches Klagelied hierüber zu Stande bringen konnte. Aber der alte Schlegel, der überhaupt mit den Damen umzugehen versteht, hat die zürnenden Schönen wieder mit mir versöhnt; und da er ihrer vielgenossenen Reize satt ist, oder sie vielleicht nicht mehr selber bespringen kann, so hat er sie mir gütigst zugekuppelt, und allen neun Schwestern habe ich bereits wieder dicke Bäuche gemacht.

Ueber mein Verhältniß mit Schlegel könnte ich Dir viel Erfreuliches schreiben. Mit meinen Poesien war er sehr zufrieden, und über die Originalität derselben fast [fre]udig erstaunt. Ich bin zu eitel, um mich hierüber [zu wun]dern. Ich habe mich sehr gedocken gefühlt, als [ich neulich] von Schlegel förmlich eingeladen wurde, [und bei der r]auchenden Kaffeetasse stundenlang mit [ihm

plaudert]e. Je öfter ich zu ihm komme, desto mehr finde ich, welch ein großer Kopf er ist, und daß man sagen kann:

Unsichtbare Grazien ihn umrauschen,
Um neue Anmuth von ihm zu erlauschen.

Seine erste Frage ist immer: wie es mit der Herausgabe meiner Gedichte stehe? und scheint solche sehr zu wünschen. Auch Du, lieber Fritz, scheinst mich hierüber ebenfalls zu fragen. Leider habe ich, wegen der vielen Veränderungen, die ich auf Schlegel's Rath gemacht habe, noch viele Gedichte wieder abzuschreiben und viele ganz neue Gedichte und metrische Uebersetzungen der Engländer noch hinzuzuschreiben. Letztere gelingen mir besonders gut und werden meine poetische Gewandtheit bewähren. Genug des Selbstlobs.

Du kannst Dir nicht vorstellen, lieber Fritz, wie oft und wie lebhaft ich an Dich denke. Um so mehr, da ich jetzt ein höchst *trauriges*, *kränkelndes* und *einsames* Leben führe. Neue Freundschaften zu suchen, ist bei dem jetzigen Zustand der Dinge ein mißliches und unrathsames Geschäft, und was meine alten Freunde betrifft, so scheine ich denselben nicht mehr zu scheinen. Eines Besuches von Seiner Herrlichkeit, dem Staatsrath, habe ich mich lange nicht zu erfreuen gehabt. In stattlicher Schnödigkeit und vornehm nickend sehe ich ihn zuweilen bei mir vorüber schreiten. Seine Obskuranz, der Herr Konsistorialrath Bölling, den ich während seiner Krätz-Krankheit vorigen Winter tagtäglich zu bekneipen pflegte und während den Ferien oft den ganzen Tag mit mir herumschleppte, um seine Teufel zu bannen, besagter Bölling ist, gottlob, wieder gesund. Doch sehen wir uns jetzt nur im Universitätsgebäude; da ich es jetzt bin, der krank und teufelsbesessen ist, und *er* jetzt auf dem Strumpf ist. Das ist ganz in der Ordnung. Daniels und Schopen stecken meistens zusammen, und speisen zusammen, und lesen zusammen, und medisiren zusammen. Das ist auch ganz in der Ordnung! Mit Pelmann stehe ich jetzt wieder auf intimen Fuß, und wir wünschen uns oft auf der Straße einen guten Tag. Alle Andern freuen sich ihres Daseins.

Steinmann, ein Jude, ein Poet, der Prinz Witgenstein und dessen Hofmeister sind jetzt mein ganzer Umgang. Die Ferien über will ich wieder hierbleiben und durchochsen. Oktober aber werde ich mich nach Göttingen verfügen, und werde, auf meiner Durchreise, Dich in Hamm besuchen.

Das ist wieder eine von jenen freundlichen Rosen, die auf meinen dornigten Lebenswegen so sparsam gestreut sind.

O lieber Fritz! die Dornen ritzen mich jeden Augenblick; aber sie können mir nicht mehr so sehr wehe thun wie sonst. Denn ich sehe jetzt ein, daß die Menschen Narren sind, wenn sie über große Schmerzen klagen. Der Schmerz ist nicht so groß, aber die Brust, die ihn beherbergen soll, ist gewöhnlich zu eng.

Dein Freund

Bonn, den 15. Juli 1820. H. *Heine*, Stud. Juris.

Mit heutigem Postwagen sende ich Dir den längst versprochenen Pfeifenkopf.

Die Sommerferien nach dem Schlusse der Kollegien verbrachte Heine in dem Bonn gegenüberliegenden Dorfe Beul, wo er die ersten Akte seines „Almansor", eben jener Tragödie schrieb, von welcher in dem folgenden Briefe die Rede ist. Nachdem er am 14. September sein Abgangszeugniß erhalten, trat er, nach kurzem Besuch bei den Eltern in Düsseldorf, die oben angekündigte Reise nach Göttingen an. Meist zu Fuße die anmuthigen Gegenden Westfalens durchwandernd, verweilte er in Hamm mehrere Tage bei seinem Freunde von Beughem, und lernte dort auch die Herausgeber des „Rheinisch-westfälischen Anzeigers", Dr. H. Schulz und Wundermann, kennen, denen er auf ihren Wunsch einen poetischen Beitrag — „Das Liedchen von der Reue" — hinterließ. Dies Gedicht, nach dessen Schicksal Heine sich bei seinem Freunde Beughem erkundigt, wurde am 14. November 1820 in Nr. 44 des „Kunst- und Wissenschaftsblattes", einer Beilage des „Rheinisch-westfälischen Anzeigers", abgedruckt. In Soest traf Heine mit Christian

Sethe zusammen, der zur Fortsetzung seiner juristischen Studien die Berliner Universität bezog. Der übrige Inhalt des Briefes erklärt sich selbst.

Göttingen, den 9. November 1820.

Lieber Fritz!

So eben bin ich aufgestanden, die Kaffeekanne steht dampfend auf dem Feuerbecken, und Zucker, und Brot, und Butter, und Milch, und Alles steht in schöner Ordnung drum herum. Und doch vermisse ich Etwas. Ich meine immer, nun müsse auch ein alter gelber Flausch kommen und sich freundlich plaudernd neben mir hinsetzen. Das ist der alte gelbe Flausch, worauf ich mehrere Nächte so behaglich geschlafen, und worin mein guter Fritz beim Frühstück wieder so hübsch paradirte. Die schönen Tage in Aranjuez sind aber vorüber. — Von meiner Reise kann ich Dir nicht viel Sonderliches erzählen. Bis Soest bin ich per pem gewandert. Dort blieb ich die Nacht und den folgenden Tag, da ich erwarten konnte, daß der Staatsrath gegen Abend kommen würde. Ich habe mich auch wirklich in meiner Erwartung nicht getäuscht gefunden. Da hat sich das alte ♡ wieder mal recht gefreut. Mir war's, als wär' der Christjan vom Himmel herabgefallen. Doch nur bis zur nächsten Stadt fuhr ich mit dem Postwagen. Dort blieb ich den Rest der Nacht, und machte mich den andern Morgen wieder auf den Weg nach Göttingen. Ohne sonderliches Pech bin ich hier angelangt. Denk Dir, ich habe sogar noch einen ganzen Louis mitgebracht. — Es schien mir bis jetzt noch gar nicht in diesem gelehrten Neste. Hätte ich nicht die Länge des Wegs aus Erfahrung gekannt, so wäre ich richtig wieder nach Bonn zurückgelaufen. Patente Pomadehengste, Prachtausgaben wässrichter Prosaiker, plastisch ennuyante Gesichter — da hast Du das hiesige Burschenpersonal....

Hundeshagen's und Radlof's Empfehlungen haben mir bei Beneke sehr genutzt und mir viele Auszeichnungen verschafft. Ich höre Benekens Kollegium über altdeutsche Sprache mit großem Vergnügen. Denk Dir, Fritz, nur 9 (sage neun) Studios hören dieses Kollegium. Unter 1300 Studenten, worunter doch gewiß 1000 Deutsche, sind nur 9, die für die Sprache, für das innere Leben und für die geistigen Reliquien ihrer Väter Interesse haben. O Deutschland! Land der Eichen und des Stumpfsinnes!

Die ersten vierzehn Tage meines Hierseins habe ich durchaus Nichts anders gethan, als daß ich den dritten Akt meiner Tragödie schrieb. Dieser war der größte. Die noch übrigen zwei Akte werde ich erst künftigen Januar schreiben. Denn jetzt muß ich furchtbar ochsen. Dies geschieht auch. Ging ich ja doch des Ochsens halber hierher. Meine Bonner Freunde schreiben klägliche Briefe über meinen Abgang von Bonn. Besondes Steinmann. Ich habe ihm geschrieben, daß mir in Beul, als ich in der Dämmerung dämmerte, der Genius des Ochsens erschienen ist, mit der rechten Hand Mackeldey's Institutionen emporhaltend, und mit der Linken hinzeigend nach den Thürmen Georgia Augusta's. Noch durchschauert's mich, wenn ich denke, wie er mit hohler Stimme sprach:

„Ochse, deutscher Jüngling, endlich,
Reite Deine Schwänze nach;
Einst bereust Du, daß Du schändlich
Hast vertrödelt manchen Tag."

Sei nur ruhig, lieber Fritz, ich will schon zusehen, daß ich diesen Winter Etwas loskriege. — Ueber meine Gedichte werde ich Dir wohl schon nächstens etwas Erfreuliches mittheilen können.

[Dem Dr. Schulz habe ich gleich] geschrieben, [mir die Nummern des Kunst- und] Wissenschaftsblattes von Nr. 1 [dieses Jahres an schleunigst] allhier zukommen zu lassen. [Das ist zu meinem Aerger bis] jetzt noch nicht geschehen. Habe doch die Güte, lieber Fritz, die Westf. Anzeiger-Redaktion deßhalb zu rüffeln (welches Du doch noch von Alters her so gut verstehst), und wenn mein bewußtes Gedicht noch nicht im Wissenschaftsblatt abgedruckt ist so gehe zu Dr. Schulz und sage ihm, daß ich es mir zurück erbitte. Schicke es mir alsdann mit Deinem nächsten Briefe. Da ich jetzt alle meine Gedichte gesammelt habe und einen Verleger suche, so darf ich nicht einzelne derselben herumfliegen lassen. Wenn Du an Christian schreibst, so grüße ihn recht herzlich; auch sage, wo er jetzt ist und was er macht. Deinem Freund Wegener sage, daß ich seinen Auf-

trag halb vergessen habe, da ich vergaß, was und von welchem Pfeifenhändler er Etwas haben wolle. — Deinen Bruder (ich glaube Karl) grüße mir recht herzlich, so wie auch den Herrn Wundermann.

Ich errinnere mich dankbar, lieber Fritz, an all das Gute und Herzerfreuende, das Du mir in Hamm erzeigt hast; ich werde schon Satisfaktion zu nehmen wissen.

Du guter Fritz, Du gehörst wahrlich zu jenen seltnern Menschen, durch deren Freundschaft das Gemüth nicht gewaltsam aufgeregt und im tollen Tanz der Gefühle mit sich herumgeschleudert, sondern still erquickt, von alten Wunden geheilt, ich möchte fast sagen veredelt wird. Und mein tolles, zerrissenes und verwildertes Gemüth, wie sehr bedarf dieses einer solchen Besänftigung, Heilung und Veredlung! —

Addr. an H. Heine, Stud. juris. H. Heine.
bei Doktorin Wyneker in Göttingen.

Weitere Briefe Heine's haben sich im Nachlasse Friedrich's von Beughem nicht vorgefunden, und es scheint, daß der Dichter so wenig mit diesem, wie mit den meisten übrigen Bonner und Göttinger Universitätsfreunden im späteren Leben wieder zusammen traf. Auch mußte er bald nachher Göttingen verlassen, da er am 23. Januar 1821 wegen eines intendirten Pistolenduells mit dem Consilium abeundi belegt ward. Der Vorwand einer Krankheit verschaffte ihm jedoch die Erlaubniß, seine Abreise um einige Wochen zu verschieben. Aus dieser Zeit hat sich ein kurzes Billet erhalten, in welchem Heine einen Bekannten, den Stud. juris A. Meyer, der gegenwärtig als Oberjustizrath a. D. zu Hannover lebt, einlädt, einer Vorlesung — vielleicht des „Almansor" — beizuwohnen. Der in der Nachschrift genannte (Heinrich) Straube aus Kassel, identisch mit dem in der ersten Briefzeile erwähnten Wimmer, studirte von Michaelis 1816 bis Michaelis 1821 zu Göttingen Philologie, und führte bei seinen Kameraden den Spitznamen „Schraubenwimmer". Ein Freund Hassenpflug's, Haxthausen's und der Brüder Grimm, starb er bereits vor längeren Jahren. Die Bezeichnung Consiliarius — in Hannover derzeit ein Titel für Rechtsanwälte — ist hier eine scherzhafte Anspielung auf das über Heine verhängte Consilium abeundi. Das Billet lautet:

An den Stud. juris A. Meyer.

Zweitens muß ich Dir sagen, daß Wimmer mich gebeten hat, schon diesen Abend zu lesen. Ich bin's zufrieden. Kann Er auch kommen? Ich bitte Ew. Wohlgeboren mir das zu sagen, so wie auch die Stunde zu bestimmen. Du kannst mir auch Schlegel's „Charakteristiken" mitbringen. Hat Er mich verstanden? Ich

Ew. Wohlgeboren
herzlich liebender
Göttingen, den 1. Februar 1821. H. Heine,
königl. hannov. Consil.

P. S. Straube hat mir sagen lassen so eben: daß er um 8 Uhr käme.

Drei Jahre später — am 30. Januar 1824 — ließ sich Heine zum zweiten Mal auf der Georgia Augusta immatrikuliren. Er hatte inzwischen schon einen Band „Gedichte" und die Tragödien „Ratcliff" und „Almansor" nebst dem „Lyrischen Intermezzo" veröffentlicht, und der Stern seines jungen Poetenruhmes begann bis nach Göttingen zu leuchten. „Heute Mittag habe ich den Dichter Harry Heine gesehen," schrieb der Studiosus juris Eduard Wedekind am 23. Mai in sein Tagebuch; „er wohnt in einem Hause mit M.*), wo ich vielleicht Gelegenheit haben werde, seine Bekanntschaft zu machen"

*) Ein früherer Mitschüler Wedekind's, Johann Georg Ludwig Mertens, Sohn des Superintendenten und Konsistorialraths M. zu Osnabrück, welcher von Ostern 1823 bis Michaelis 1824 zu Göttingen Theologie studirte.

— und dies mir vorliegende Tagebuch enthält während der Sommermonate 1824 die sorgfältigsten Aufzeichnungen über jedes Zusammentreffen mit Heine und zahlreiche mit ihm gepflogene Gespräche. Dieser Umstand beweist zur Genüge, daß der jugendliche Poet schon damals die Aufmerksamkeit seiner akademischen Genossen in ungewöhnlichem Grade erregt haben muß, und jede Zeile des Tagebuches bestätigt diese Thatsache.

Der im August 1805 zu Osnabrück geborene Schreiber desselben, Herr Eduard Wedekind, besuchte mit seinem um anderthalb Jahre älteren Bruder Karl, welcher bis vor Kurzem als Oberamtsrichter in Melle stand und seit seiner Pensionirung in Hannover lebt, von Ostern 1824 bis Ostern 1825 die Göttinger Universität. Trotz seiner kaum neunzehn Jahre befand er sich im fünften Semester, und seine Aufzeichnungen bekunden, bei aller jugendlichen Unreife des Urtheils, eine frühzeitig tüchtige Entwicklung des Geistes und Charakters, welche uns den lebhaften Antheil erklärt, den der so viel ältere Heine an dem aufgeweckten, frischen Gefährten nahm. Herr Wedekind hat zwar schon im Sommer 1839 in der hannövrischen „Posaune" einen längeren Aufsatz über den Dichter veröffentlicht, den ich bei der Abfassung meiner Biographie desselben benutzen konnte; sein Tagebuch enthält jedoch einen Reichthum unveröffentlichter Notizen, deren Mittheilung mir um so werthvoller erscheint, als sie unter dem unmittelbaren Eindruck eines fast täglichen anregenden Verkehres niedergeschrieben worden sind und den Stempel größter Aufrichtigkeit tragen.

Die erste Begegnung mit Heine fand im Ulrich'schen (jetzt Marwedel'schen) Garten statt, in welchem damals noch das, später nach den Anlagen am Schwanenteich versetzte Sandsteindenkmal für den Dichter Gottfried August Bürger, eine trauernde Germania im zopfigsten Rokokostile, stand. Heine besuchte fast jeden Abend diesen, von den Studenten kurzweg „der Ulrich" genannten Wirthsgarten, in dessen kiesbedeckten Gängen er bald mit diesem, bald mit jenem Freunde, im Eifer des Gespräches häufig kleine Steinchen mit dem Fuße vor sich hinstoßend, auf und ab wandelte. Der erste Eindruck seiner Erscheinung war kein günstiger. „Sein Aeußeres verspricht sehr wenig," schrieb Wedekind, als er ihn zum ersten Mal erblickt hatte; „es ist eine kleine zwergartige Figur mit blassem, langweiligem Gesichte." Aber schon nach der ersten kurzen Unterhaltung mit ihm fügt er hinzu: „Wenn er spricht, ist sein Gesicht recht interessant." Auch Wedekind erzählt, in Uebereinstimmung mit allen sonstigen Berichten, daß Heine's Aussehen, je nach seinem körperlichen Befinden, beständig wechselte, und daß er damals viel an nervösen Kopfschmerzen litt. Einmal bat er ihn, eine Uhr, die auf dem Tische lag, wegzulegen, weil er das Ticken derselben nicht vertrüge; und auf die Frage, ob er immer oder nur zu Zeiten poetisch gestimmt sei, antwortete er: „Wenn ich mich wohl befinde, dann immer." — „Aus seiner Kränklichkeit," heißt es ein andermal, „erklärt sich wohl seine so sehr abwechselnde Stimmung. Manchmal ist er ganz hypochondrisch, und dann springt er mit einem Male in den feinsten Witz um. Wenn er bei guter Laune ist, ist er äußerst witzig, und kommt man dann auf seine Liebe zu sprechen, so fängt er immer an zu parodiren." Und in einer nachträglichen Ergänzung zu seinen Tagebuchsnotizen bemerkt Wedekind: „Heine, bekanntlich klein und schmal, sah damals — je nach seinem Befinden — sehr verschiedenartig aus. In guten Momenten hatte er eine ungemein gewinnende Freundlichkeit, und am interessantesten war sein Gesicht, wenn er irgend eine gutmüthige Schelmerei vorhatte. Dann blitzten die kleinen mandelförmigen Augen, deren Ränder oftmals geröthet waren, recht treuherzig listig." Auf die Frage, weshalb er, trotz seiner

außerordentlichen Kurzsichtigkeit, keine Brille trage, erwiderte er: „Bah, das sieht so affektirt aus!" „Wie mögen Sie das nur sagen," frug Wedekind neckisch, „da ich doch gerade eine Brille aufhabe?" „Ach Gott, das habe ich gar nicht bemerkt!" entschuldigte Jener sich rasch mit dem harmlosesten Lachen.

Heine hielt sich derzeit zu den Westfalen, und unter diesen besonders zu den Osnabrückern, die sehr zahlreich vertreten waren und eng zusammen hielten. Eigentliche Korps gab es damals noch nicht, nur Farben und freie Vereinigungen derselben, sogar ohne bestimmte Kneipe. Man traf sich bald hier, bald da, in der Regel auf dem Ulrich oder der „Landwehr", wo die Töchter und Nichten des Wirthes (darunter das liebliche Lottchen mit wundervollen, später erblindeten Augen) die freundlichste Aufwartung besorgten, und bei allen Tanzgelegenheiten flott mit herumgeschwenkt wurden. Heine liebte indeß so wenig den Tanz, wie den Tabak oder das Bier. Auch dem Weine sprach er nur mäßig zu, obgleich er erzählte, daß er in Bonn viele Suiten gerissen habe und in der Regel spät Abends stark angesäuselt nach Hause gekommen sei, so daß seine Wirthin, wenn er ausnahmsweise einmal schon um zehn Uhr heimkehrte, ihn ängstlich gefragt habe, ob ihm Etwas fehle.

Besonderen Aufwand machte Heine in keiner Weise — höchstens daß er gern Kuchen aß. Eben so wenig aber entzog er sich den gewöhnlichen Vergnügungen der Studenten, den sogenannten „Spritzfahrten" nach den umliegenden Ortschaften ꝛc., die mit dem üblichen Wechsel von 400 Thalern recht gut zu bestreiten waren. Er wohnte damals im ersten Stock des jetzt mit Nr. 5 bezeichneten Eberwein'schen Hauses auf der Gronerstraße, wo er ein Zimmer mit anstoßendem Kabinett inne hatte. Sein Logis bot den Anblick jenes nachlässigen Wirrwarrs, den man euphemistisch als „Künstlerwirthschaft" zu bezeichnen pflegt. „Bei Heine," schreibt Wedekind, „sieht es höchst unordentlich aus; das Bett steht mit in der Stube, obgleich er eine sehr gute Kammer hat, und Bücher, Journale, Alles liegt auf den Tischen umher, bunt durcheinander. Ich sagte ihm, daß ich einen Teniers herbringen würde, es abzukonterfeien."

Zu den gemeinschaftlichen Bekannten Heine's und Wedekind's, deren das Tagebuch gedenkt, gehörten vor Allem der geistvolle Siemens, welcher vor einigen Jahren als Oberamtsrichter zu Hannover starb; der noch daselbst lebende jetzige Oberkonsistorialrath und Generalsuperintendent Niemann, damals ein flotter Bruder Studio; Otto von Raumer, welcher später als preußischer Kultusminister das Verbot des „Romancero" ergehen ließ; der durch sein vorzügliches Klavierspiel ausgezeichnete Ferdinand Heinrich Ludwig Oesterley, welcher am 6. Juni 1858 als Bürgermeister zu Göttingen verstarb; Adam August Caspar Louis von Diepenbroick-Grüter, der älteste Sohn des damals schon verstorbenen Gutsbesitzers Joh. Adolf Gustav Adam von Grüter und der Freiin Wilhelmine von Diepenbroick zu Haus Mark bei Tecklenburg, ein junger Mann von hervorragenden Geistesgaben, aber allzu schwärmerischer Sentimentalität, welcher seinen leichtblütigeren Kameraden oft wie ein trümmerhaftes Ueberbleibsel aus der Wertherperiode erschien*); und der liebenswürdige Spaßvogel G. Knille, der sich beständig mit Heine neckte. Wenn dieser, nervös abgespannt, sich häufig beim Eintritt ins Zimmer mit der stereotypen Phrase: „Laß mich, lieber Junge, ich bin krank!" auf den

*) Nachdem er bereits 1831 den Staatsdienst verlassen hatte, ward er am 15. Oktober 1840 in den Freiherrnstand erhoben.

nächsten Stuhl sinken ließ und in mürrisches Schweigen versank, war es immer Kuille, der ihn, nach einigen Redewendungen, mit den gleichfalls stereotypen Worten ermunterte: „Sag mal, Heine, wie war das doch neulich? wie lautete das hübsche Gedicht?" Dann war unfehlbar die Wirkung, daß Heine, sich langsam erhebend und ihm die Hand auf die Schulter legend, alles Leides vergaß und freundlichst nachfragte: „Was meinst Du, lieber Junge?"

Ob Heine Jude oder Christ, ob er im letzteren Falle bereits als Kind getauft oder Konvertit sei, darüber gingen die verschiedenartigsten Gerüchte. Er selbst sprach nie darüber, und als er im Sommer des folgenden Jahres in Heiligenstadt zum Christenthum übertrat, theilte er keinem seiner Freunde vorher seine Absicht mit. Auch über seinen mehrjährigen Aufenthalt in Berlin redete er selten mit seinen Göttinger Bekannten; nur der gegenwärtige Moment schien ihn zu interessiren.

Mit Wärme erzählte er häufig von seinem jüngeren Bruder Max, welcher noch in Lüneburg das Gymnasium besuche, und gleichfalls poetische Anlagen besitze. In den Hundstagsferien kam derselbe nach Göttingen, doch machte er keinen erfreulichen Eindruck. Das Tagebuch bemerkt über ihn: „Er hat eine sehr jüdische Physiognomie, und kam mit einer ungemein aufdringlichen Frechheit zu mir, so daß ich gleich gegen ihn eingenommen wurde. Später ist er jedoch in meiner Meinung gestiegen; er ist in Wirklichkeit so frech nicht, nur ein bischen frei, übrigens recht gut und offenherzig, aber für ein großes Genie halte ich ihn nicht. Sein Bruder führt eine Art geistiger Vormundschaft über ihn. Er ist zum Besuch hier, und will nun in Berlin Medicin studiren."

Seine juristischen Studien hatte H. Heine stark vernachlässigt. „Er steht jetzt im zehnten Semester," bemerkt Wedekind im Juni 1824, „und muß noch bei den Pandekten schwitzen. Er hört sie bei Meister, weiter Nichts. Gestern sagte er mir: wenn das Corpus juris in Kalenderformat gedruckt wäre, würde er es gewiß loskriegen; jetzt scheue er sich vor dem großen Format." — „Ich sprach heute absichtlich mit ihm über das jus," heißt es wenige Tage später. „Von Meister sagte er: „Das ist ein göttlicher Kerl — erstens, zweitens, kurz Alles, und man sieht gleich, wie man es anwenden kann." Das römische Recht interessirt ihn schon, mehr noch das kanonische. „Es würde interessant sein," bemerkte er, „den Kampf des kanonischen und des römischen Rechts mit einander darzustellen, wie denn die Dekretisten und Romanisten in Bologna sich ihrer Zeit fast todt darum schlugen. Uebrigens," sagte er, „habe ich vom jus Nichts los, als was so hie und da hängen geblieben ist; manchmal ist aber doch mehr hängen geblieben, als ich selbst glaubte. Ich habe überhaupt Nichts los, als die Metrik." Michaelis will er ausstudirt haben, und dann auf Reisen gehn, wahrscheinlich nach Italien. In der Folge gedenkt er in die Juristen-Karrière zu treten; ob aber in Preußen, weiß er noch nicht. Umgang hat er wenig; wir haben uns gegenseitig gebeten, Einer den Andern zu besuchen."

In der That entspann sich zwischen den beiden Jünglingen bald ein lebhafter und offenherziger Verkehr, der für Beide gleich erquicklich war. Dem jüngeren Gefährten imponirte von vornherein der Reichthum überraschend neuer Ansichten und Ideen, die Heine in jedem Gespräch entwickelte. „Ich glaube, seine Bekanntschaft wird für mich von großem Nutzen sein," schrieb Wedekind nach den ersten Unterhaltungen mit dem Dichter. „Er ist ein ungeheures Genie, dabei durchaus nicht von sich eingenommen, so daß sein Umgang mir außerordentlich interessant ist. Ich glaube auch, daß er wohl an mir Gefallen findet, und so viel ich ihn jetzt kenne, werden wir uns sehr gut zusammen

vertragen, obgleich wir in vielen Punkten sehr von einander verschieden sind. Ich habe Alles, was er bis jetzt herausgegeben hat, gelesen, und weiß es zum Theil auswendig. Daß ihm dies einigermaßen schmeichelt, ist natürlich; auch konnte ich ihm mit gutem Gewissen manches Kompliment machen. Seine Gedichte, sagte ich ihm, hätte ich alle durchstudirt. „Studiren," antwortete er, „sollte man sie eigentlich auch, denn sie sind nicht so ganz leicht zu verstehen." Er sagte dies übrigens ohne allen Stolz." Dies Urtheil wird freilich später wesentlich eingeschränkt und berichtigt: „Jetzt noch Einiges über Heine, und zwar in Beziehung auf seinen Charakter. Dieser ist ein wenig leichtfertig. An eine Unsterblichkeit der Seele glaubt er nicht, und thut groß damit, indem er sagt, alle großen Männer hätten an keine Unsterblichkeit geglaubt, Cäsar nicht, Shakespeare nicht, Goethe nicht. Eitel ist er sehr, obgleich er es durchaus nicht scheinen will; er hört von Nichts lieber sprechen, als von seinen Gedichten. Ich habe einmal gesagt, daß ich seinen Ratcliff zu recensiren wohl Lust, aber keine Zeit hätte; seitdem hat er mich sehr oft aufgefordert, ich möchte doch Prosa schreiben. Er hat eine unglaubliche Lust, Jeden zu mystificiren, und spielt daher Jedem das Widerpart. Bei mir fährt er aber sehr schlecht damit, weil er sich deshalb Inkonsequenzen in seinen Ansichten zu Schulden kommen läßt, die ich ihm dann gewöhnlich nachweise. Ein wahrer Freund kann er mir nie werden; ich gehe aber doch recht gern mit ihm um. Unsre Ansichten sind mehrentheils sehr verschieden, und das giebt viel zu sprechen; nur weiß ich manchmal nicht recht, ob ich das, was er sagt, für seine eigentliche Meinung zu nehmen habe, oder ob er mich mystificiren will. Merke ich das, so sage ich es ihm geradeheraus, und breche das Gespräch gleich ab. Er thut es indeß selten bei mir. Neulich hat er zu Grütter gesagt, es wäre unter den Westfalen kein Einziger, der wüßte, was ein großer Dichter wäre. Gott segne ihn, wenn er es weiß! So Etwas kann mich nicht irre machen. Ich kann Viel von Heine lernen, und das ist der Hauptzweck, den ich beim Umgange mit ihm vor Augen habe. Eins aber mißfällt mir sehr an ihm, und Anderen noch mehr, nämlich daß er seine Witze selbst immer zuerst und am meisten belacht."

Heine's Lust an Mystifikationen und Foppereien liefert den Stoff zu mancher unwilligen Bemerkung des Tagebuchs. Die von Maximilian Heine erzählte Geschichte, wie sein Bruder einen sentimentalen Poeten gehänselt habe, den er in lustiger Gesellschaft aufforderte, Etwas von seinen Gedichten zum Besten zu geben, und der gleich darauf mit großen Heften unter dem Arme wieder kam und von Heine aufs ergötzlichste persifflirt ward, bestätigt auch Wedekind; doch nennt er als Gegenstand des Spottes nicht den kürzlich verstorbenen Adolf Peters, der vom Herbst 1822 bis Michaelis 1825 zu Göttingen Medicin studirte und im Sommer 1824, Heine gegenüber, bei Herrn Becker auf der Gronerstraße wohnte, sondern (vermuthlich durch einen Schreibfehler) einen gewissen St. — Besonders ungehalten war Heine über einen, seines arroganten Wesens halber übel berufenen Privatdocenten, Dr. L., welcher in einem Saale der Universitätsbibliothek mit dem Ausleihen der Bücher betraut war. „Der Mann chikanirt mich durch seine Launen, so oft ich mir ein Buch holen will," sagte Heine; „aber das soll er mir büßen!" setzte er lebhaft hinzu. „Nächstens gehe ich einmal mit einem ganzen Trupp Studenten auf die Bibliothek, und lasse ihn klettern, immer nach den höchsten Börtern; und wenn er dann die Bücher nicht finden kann oder will, so werfe ich ihm seine Ignoranz vor." — „Das soll auch wohl Gutmüthigkeit sein?" entgegnete Wedekind, mit Anspielung darauf, daß Heine ihn Tags zuvor gefragt hatte, ob er ihn in den

Liedern des „Lyrischen Intermezzo" nicht recht gutmüthig gefunden habe, was der Gefragte entschieden verneinen mußte. Heine brach in ein muthwilliges Lachen aus.

Ein andermal erzählt Wedekind: „Heine besuchte mich heute Nachmittag mit Siemens und frug mich, ob er mich mystificiren solle. Ich sagte ihm, daß er es nur thun möge, wenn er dazu im Stande sei. Abends gedachten wir nach der Landwehr zu gehen; Heine begegnete mir auf dem Heimwege, er wollte schon wieder zurück. Er sah sehr verstimmt aus, und als ich ihn bat, wieder mit mir umzukehren, frug er mich, ob ich an Siemens Nichts bemerkt habe, seine Stimmung scheine ihm so wunderlich. Ich hatte ihm vor einigen Tagen den „Werther" geliehen, und Heine wußte das. „Ich weiß nicht," fuhr er fort, „aber es kommt mir ganz so vor, als wollte er sich todtschießen. Als ich vorhin bei ihm war, hatte er sich eine Pistole gekauft und sie geladen, er brachte seine Rechnungen in Ordnung, war sehr aufgeregt, und als ich ihn zum Mitgehen bewog, suchte er mich auf alle Art loszuwerden. Hast Du ihn vielleicht später gesehen?" Ich verneinte es, und frug Heine, ob Siemens wirklich eine geladene Pistole gehabt habe. „Auf mein Wort," versicherte Jener; „ich wollte jetzt eben zu ihm und sehen, was er macht, nur fürchte ich, er wird sich mir nicht entdecken wollen." — Komm, ich gehe mit, sagte ich; wenn er sich Einem entdeckt, so wird er wohl gegen mich offen sein, und die Sache kommt mir jetzt wirklich bedenklich vor. Wir gingen eine Weile schweigend neben einander her, als Heine plötzlich mit einem hellen Gelächter stehen blieb und mir sagte: „Lieber Junge, ich habe dich bloß mystificiren wollen! Eine geladene Pistole hat er gehabt, wahrscheinlich aber an nichts weniger gedacht, als sich damit todtzuschießen. Uebrigens hast Du Dich brav benommen." Obgleich er mir seine Absicht vorhergesagt, ärgerte es mich doch nicht wenig, daß er mir auf Kosten meines guten Herzens diesen Streich gespielt hatte. Wir kamen jetzt auf den Selbstmord im Allgemeinen zu sprechen, und als ich erzählte, daß mir Siemens neulich einmal gesagt habe, er könne nicht begreifen, wie sich Jemand das Leben nehmen könne, sagte Heine: „Und ich kann nicht begreifen, wie sich Jemand zuweilen nicht das Leben nehmen kann."

In ein Exemplar von Immermann's „Trauerspielen" (Hamm 1822), das Heine an demselben Tage seinem Freunde Wedekind schenkte, schrieb er die Worte:

„Was ist der Mensch? Frage die Göttinger philosophische Fakultät!
Göttingen, den 25. July 1824. Heine.

„Neulich war ich mit Grüter bei Heine," berichtet das Wedekind'sche Tagebuch an einer anderen Stelle. „Er zeigte uns ein sehr schönes Exemplar von Walter Scott's „Lady of the lake", das er zum Geschenk bekommen hatte, und da Grüter ihn bat, ihm dasselbe zu leihen, und zugleich mich frug, ob wir das Gedicht mit einander lesen wollten, schlug Heine ein unbändiges Gelächter auf und sagte zu G., daß er ihm das Buch schenken wolle. Wir begriffen den Grund seiner Lustigkeit nicht. Heine aber fuhr fort zu lachen und ihm das Buch anzubieten, und setzte endlich, immer lachend, hinzu: Das sei gar keine Großmuth von ihm, wir würden das Buch doch nur schmutzig machen, deshalb wolle er's lieber verschenken. Grüter bedankte sich und nahm das Buch mit. Ich hätte das nicht gethan."

Die meisten Gespräche, welche Heine mit seinen Freunden pflog, bezogen sich auf literarische Dinge, vor Allem auf seine eigenen Produktionen. Einige Wochen nach seiner Ankunft in Göttingen hatte er dem Professor Bouterwek ein Exemplar seiner „Tragödien" mit folgenden Begleitzeilen gesandt:

Herr Hofrath!

Ich mache mir das Vergnügen, Ihnen beikommendes Buch, als ein geringes Zeichen meiner Hochachtung, zu verehren, und wünsche, daß Sie dem Lesen desselben eine milde Stunde widmen mögen. Sobald eine Unpäßlichkeit, die mich jetzt niederdrückt, es erlaubt, bin ich so frei Ihnen persönlich meine Aufwartung zu machen.

Ich bin,

Herr Hofrath,

mit Verehrung und Ergebenheit

Göttingen, den 8. März 1824. H. Heine.

Schon bei der ersten Unterhaltung mit Wedekind kam die Rede auf Bouterwek, der sich gegen Letzteren sehr anerkennend über das Talent Heine's ausgesprochen hatte. Nachdem Bouterwek sich früher der Kant'schen, dann der Jacobi'schen Lehre angeschlossen, verfolgte er jetzt eine vorwiegend empirische Richtung in der Philosophie, und Heine, der schon im „Lyrischen Intermezzo" mit den Traditionen der romantischen Schule und den Schlegel'schen Einflüssen gebrochen hatte, nahm jetzt ein größeres Interesse an den realistischen Entwicklungen des Göttinger Aesthetikers, als bei seinem ersten Aufenthalte auf der Georgia Augusta. „Der überspannten Romantik," schreibt Wedekind am 15. Juni in sein Tagebuch, „ist Heine früher sehr zugethan gewesen, besonders wegen seines engen Verhältnisses zu Schlegel, als er in Bonn studirte. Jetzt ist er ihr abgeneigt, und hält nun auch mehr auf Bouterwek. Nur dem Märchen legt er noch ziemlich viel Werth bei, und sagt, was bei ihm damit zusammenhängt, daß man die eigentliche Fabel noch nicht erfunden habe; das Wesen der Thiere, was uns ein Thier eigentlich zu sagen scheine, habe noch Niemand richtig erkannt. Am folgenden Tage kamen wir im Spazierengehen bei einfachen blutrothen Rosen vorbei. In Beziehung auf seine gestrigen Bemerkungen über die Fabel fragte ich ihn, was ihm diese Klatschrose zu sagen scheine. „Aufgeputzte Armuth," sagte er nach kurzem Besinnen ungemein treffend. Bei einer halb erschlossenen Rosenknospe, deren zarte Kelchblätter allerliebst aus der grünen Hülle hervorguckten, fragte er mich, ob die nicht fast naiv aussehe, was ich bejahen mußte. Nachher kamen wir bei ein Paar Putern vorbei, die auf das Geländer einer kleinen Brücke geflogen waren und nach der Wasserseite blickten. „Die möchten nun gern wieder herunter," sagte Heine, höchlich belustigt, „sind aber zu dumm, sich umzudrehen."

Mit der ersten Sammlung seiner Gedichte vom Jahre 1822 war er nicht mehr zufrieden; doch vertheidigte er die „Traumbilder" gegen Wedekind's Angriffe, und sprach die Absicht aus, einen neuen Cyklus derselben zu dichten. Kleine Lieder gedenke er fürs erste nicht mehr zu schreiben. Als die Rede auf seine Originalität kam, sagte er: „Anfangs hat sie mir Schaden gethan; die Leute wußten nicht, wohin sie mich rangiren sollten — jetzt nützt sie mir schon." — Ein Gespräch über das „Lyrische Intermezzo" führte auf Heine's Liebe und Liebesleid. „Das Alles beruht bloß in der Idee, wie bei mir," meinte Wedekind Anfangs; aber fünf Wochen nachher schreibt er: „Was seine Liebe betrifft, so ist die keine bloß ideale, sondern Wahrheit," und eine noch spätere Notiz lautet: „„Du bist ein verfluchter Kerl!" sagte mir Heine, als ich ihm, ohne mit seinen Liebesaffairen im geringsten bekannt zu sein, auf Grund seiner Gedichte und des Ratcliff demonstrirte, er sei ohne Zweifel in eine Kousine verliebt gewesen, ein Verhältniß, das — namentlich beim Hamburger Familientone — einen hohen Grad von Annäherung zuläßt, ohne irgend einen Anspruch auf Liebe zu gestatten." — „Wir sprachen heute viel von der Liebe in der Poesie," heißt es ein andermal. „Heine giebt der sinnlichen vor der

platonischen den Vorzug, ich nicht. Wir vereinigten uns aber bald, weil wir eigentlich derselben Meinung waren, und nur die Ausdrücke verschiedenartig nahmen. Platonische Liebe hält er für Hypersentimentalität, und die sinnliche Liebe nahm ich für bloßen thierischen Trieb. Wir kamen leicht dahin überein, daß die irdische Liebe in veredelter Gestalt, so daß sie gleich weit von der thierischen, wie von der himmlischen entfernt ist, für die Poesie die vortheilhafteste sei. Einer Dame, die, um ihn in Verlegenheit zu setzen, die Frage an Heine richtete: „Sie lieben wohl platonisch?" gab er die drastische Antwort: „Jawohl, gnädige Frau — wie der Kosakenhauptmann Platow. Da war sie aber ballerirt," setzte er mit einer unbeschreiblichen Miene hinzu."

Wedekind fragte ihn auch nach seinen Uebersetzungen aus Lord Byron. „Das war eigentlich eine große Eitelkeit von mir," sagte Heine. „Schlegel behauptete gegen mich, Byron sei nicht zu übersetzen; darum gab ich mich daran, und lag Tag und Nacht darüber mit der größten Anstrengung." — „Nun, und was sagte Schlegel da?" — „Ja, sagte er, es sei wie Original; das Uebersetzen müsse mir aber auch leichter werden, als jedem Andern, weil ich einige Aehnlichkeit im Charakter mit Lord Byron habe." Die Aeußerung Heine's bei Gelegenheit von Byron's Tod in seinem Briefe an Moser vom 25. Juni 1824 findet sich Tags zuvor fast wörtlich von Wedekind aufnotirt: „Heute sagte mir Heine: „Byron's Tod hat mich sehr erschüttert: ich ging mit ihm um wie mit einem Spießgesellen. Shakespeare dagegen kommt mir vor wie ein Staatsminister, der mich, etwa wie einen Hofrath, jede Stunde absetzen könnte."

An Heine's „Almansor" tadelte Wedekind, daß dessen Anfangs so reine und edle Liebe gegen das Ende hin zu thierischer Wildheit ausarte. Sein Held, entgegnete Heine, fange gleich so schwärmerisch an, daß er ihn, der Steigerung halber, fast bis zur Brutalität habe emporwachsen lassen müssen; auch sei es doch nothwendig, daß der Afrikaner durchblicke. Wedekind bestand darauf, daß Brutalität der Charakterzeichnung der früheren Anlage widerspreche, und daß in dem allmählichen Uebergehen der heiligen Liebe in die bloß physische keine poetische Steigerung liege. Heine schien das einzuräumen. Die Idee zum „Almansor" verdanke er, nach seiner Angabe, einer spanischen Romanze; „Ratcliff" sei ganz seine eigene Erfindung. Von dem letztgenannten Drama hatte Heine eine besonders hohe Meinung, und äußerte wiederholt die Ansicht, daß er nicht glaube, diese poetische Schöpfung übertreffen zu können. „Was Ratcliff eigentlich ist," sagte er, „daß er ein Wahnsinniger ist, habe ich noch Keinen aussprechen hören. Niemand hat es gefunden, und doch ist es ganz klar, denn er hat eine fixe Idee. Dieser folgt er, weil er muß. Daher kommt zum Theil die eigene Wirkung des Stückes; denn nicht Ratcliff ist es, welcher handelt und etwa gegen das Schicksal ankämpft, sondern das Schicksal ist das eigentlich handelnde Princip, Ratcliff ist eine unfreie Person, er muß so handeln, wie er es thut." Schon Wedekind bemerkte mit Recht, daß diese Voraussetzung einer fixen Idee bei dem Helden, deren willenloser Spielball er sei, die tragische Kraft des Stückes geradezu vernichte. Heine's Auffassung des Ratcliff erscheint hier offenbar als ein Nachklang jener romantischen Richtung, die ihn gleichfalls an den Fouqué'schen Romanen noch immer ein, dem Freunde befremdliches Gefallen finden ließ.

Ein Lieblingsthema, auf das er bei jeder Gelegenheit zurück kam, war die Metrik und die Theorie der Dichtkunst, mit welcher er sich schon in Bonn unter Schlegel's Anleitung auf das ernsthafteste beschäftigt hatte. „Sonst," sagte er einmal, „war es mein stehender Witz, wenn Jemand etwas Gutes oder Schlechtes geschrieben hatte: Der hat

die Metrik los oder nicht los. Fürwahr, die Metrik ist rasend schwer; es giebt vielleicht sechs oder sieben Männer in Deutschland, die ihr Wesen verstehen. Schlegel hat mich hineingeführt — der ist ein Koloß. Er ist durchaus nicht poetisch, aber durch seine Metrik hat er zuweilen Etwas hervorgebracht, was an das Poetische reicht. Auch Voß ist sehr gut."

„Sie scheinen mir da," bemerkte Wedekind, „einen weiteren Begriff mit der Metrik zu verbinden, als man gewöhnlich thut. Denn wenn man auch natürlich das Abzählen der Füße und Silben für bloße Nebensache oder für die ersten Elemente hält, so läßt sich doch selbst im Uebrigen, meiner Meinung nach, der Charakter der meisten poetischen Formen leicht ergründen. Man kann ihn zwar nicht immer in klaren Worten ausdrücken, aber das Gefühl, wenn es einigermaßen gebildet ist, wird Einen bald richtig führen. Ich bin überhaupt der Ansicht, daß der Dichter nie die Form suchen muß; er darf sie nicht von dem Kern und Inhalt trennen, sondern ich glaube vielmehr, daß mit dem Gedanken eines Gedichtes auch die ihm ganz eigenthümliche Form, als eins mit ihm, zugleich entsteht."

„In der Regel," sagte Heine, „ist das wohl so, aber nicht immer; manchmal kann man recht gut vorher über die Form nachdenken, weil sie kein bloßes Vehikel, sondern ihrerseits auch produktiv sein soll. Worin bei den Alten der eigentliche metrische Witz liegt, das habe ich bis jetzt nicht herausbringen können. Die antiken Versmaße sagen mir für die deutsche Sprache gar nicht zu, z. B. die Hexameter. Selbst wenn sie ganz richtig und vortrefflich gebaut sind, so daß Nichts daran auszusetzen ist, gefallen sie mir doch nicht; nur einige Ausnahmen giebt es, und das sind gerade nicht die besten, z. B. Goethe's römische Elegien. Schlegel sagte mir, Goethe habe ihm seine Manuskripte vorgelesen, und er (Schlegel) habe ihn auf manchen Verstoß in der Versifikation aufmerksam gemacht; aber Goethe habe dann in der Regel gesagt, er sehe wohl, daß das nicht ganz richtig sei, aber er möge es nicht ändern, weil es ihm so besser gefalle, als das Richtigere. Worin liegt das nun?"

„Im Geiste der deutschen Sprache," meinte Wedekind. „Das ist freilich sehr allgemein gesagt, aber bis jetzt kann ich es nicht näher entwickeln."

„Auch," fuhr Heine fort, „sind unter den Ausnahmen — ich meine solche Gedichte, bei denen die antike Form mir zusagt — einige Oden von Klopstock, der Zürchersee z. B. und die Oden an Ebert und Gieseke. Die Oden gefallen mir überhaupt am besten von Klopstock's Schriften. Den Messias könnte ich nicht lesen; der kommt mir vor wie eine poetische Predigt."

Die entschiedenste Abneigung hatte Heine gegen alle Reflexionen in Gedichten. „Die sind mir ganz unausstehlich," sagte er eines Tages, „besonders solche sentimentale Schneider-Reflexionen. Ich habe noch heute (das Gespräch fand am 16. Juni statt) einen kleinen Witz gemacht, worin ich sie parodire." Wedekind bat ihn, das Gedicht vorzutragen, wenn er es auswendig könne. „Ich habe es bei mir," sagte Heine, griff in die Seitentasche seines Rockes, und langte einen sauber zusammengefalteten halben Bogen Postpapier heraus. Das Gedicht, in welchem viel gestrichen und geändert war, lautete nach Wedekind's Aufzeichnung ungefähr so:

Wohl dem, dem noch die Unschuld lacht,
Weh Dem, der sie verlieret!
Es haben mich armen Jüngling
Die bösen Gesellen verführet.

Sie haben mich um mein Geld gebracht
Mit Kniffen und mit Listen;
Es trösteten die Mädchen mich
Mit ihren weißen Brüsten.

Drauf haben sie mich besoffen gemacht,
Da hab' ich gekratzt und gebissen,
Sie haben mich armen Jüngling
Zur Thür hinausgeschmissen.

Und als sie mich an die Luft gebracht,
Bedenke ich recht die Sache,
Da saß ich armer Jüngling
Zu Kassel auf der Wache.

Er las das Gedicht sehr lebhaft, und den affektirten, süßlichen Ton parodirend, vor. Wedekind sprach sein Gefallen daran aus. „Es ist für solche Gedichte," sagte er, „ein guter Probirstein, wenn man sich gleich eine konkrete Person lebhaft dabei vorstellen kann, und hier denke ich mir sofort einen süßlichen Zieraffen, der seine schrecklichen Fata mit aller ihm nur möglichen Weinerlichkeit erzählt. Uebrigens möchte ich, daß Sie im letzten Verse die Reime „Sache" und „Wache" änderten, und auch hier den I- und Ü-Laut setzten, der in den übrigen Versen steht und ganz vortrefflich zu dem Charakter der geschilderten Person paßt."

„Ich weiß wohl," entgegnete Heine, „die letzten Reime taugen nicht: „gebracht" und „Sache", zwei A-Laute hinter einander, das ist nicht gut; aber ich kann's nicht ändern, denn ich muß die „Wache" am Ende haben. Sehen Sie, das ist nun so ein metrischer Witz: „Zu Kassel auf der Wache" ist ganz etwas Anderes, als „Auf der Wache zu Kassel", und „Es haben mich die bösen Gesellen verführt", auch etwas Anderes, als „Die bösen Gesellen haben mich verführt". Die Hauptpointe macht der „Jüngling"; da fehlt immer ein Fuß, es wird so gezogen."

„Uebrigens," meinte Wedekind, „würde nicht Jeder das Gedicht verstehen, dem Sie es nicht vorläsen."

„Gott bewahre!" sagte Heine, „das versteht kein Mensch." Und auf die neckende Bemerkung des Freundes, daß er ja erst gestern die Absicht ausgesprochen habe, keine kleinen Gedichte mehr zu machen, erwiderte er: „Ach, das ist kein Gedicht." — Lange war er im Zweifel, welche Ueberschrift er demselben geben solle. Endlich rief er, strahlend vor Freude: „Ich hab's! Elegie!"

In der That veröffentlichte er das Gedicht bald darauf unter diesem Titel und mit der irreführenden Notiz: „In diesem Volksliede, das noch nirgends abgedruckt ist, mußte ich einige Veränderungen machen, ohne welche dasselbe nicht mittheilbar war" in der von seinem Freunde J. B. Rousseau zu Köln herausgegebenen Zeitschrift „Agrippina" (Nr. 93, vom 1. August 1824). Wie der Abdruck zeigt, hatte er inzwischen mit der zweiten und den folgenden Strophen nachstehende Veränderungen vorgenommen:

Sie haben mich um mein Geld gebracht
Mit Listen und mit Karten;
Es trösteten mich die Mädchen
Mit süßen Redensarten.

Und als sie mich ganz besoffen gemacht
Und meine Kleider zerrissen,
Da ward ich armer Jüngling
Zur Thür hinausgeschmissen.

Und als ich des Morgens früh erwacht,
Da wundr' ich mich über die Sache!
Da saß ich armer Jüngling
Zu Kassel auf der Wache.

Erst zwanzig Jahre später nahm Heine dies tolle Produkt studentischen Humors, mit der Ueberschrift „Klagelied eines altdeutschen Jünglings", in seine „Neuen Gedichte" auf, nachdem er noch in der ersten Zeile „die Unschuld" in „die Tugend" verändert, die zweite Strophe, wie folgt, verbessert:

Sie haben mich um mein Geld gebracht
Mit Karten und mit Knöcheln;
Es trösteten mich die Mädchen
Mit ihrem holden Lächeln.

und statt des Anfangswortes „Da" in der zweiten Zeile der Schlußstrophe ein viel drastischeres „Wie" gesetzt hatte.

In Anknüpfung an das obige Gespräch fragte Wedekind den Dichter, ob er niemals die eigentliche Satire behandelt habe. „Das ist ein gefährliches Handwerk," meinte Heine. — „Warum? Sie muß nur nicht persönlich sein." — „Pah! alle Satire ist persönlich." — Wedekind verwies ihn auf die Satiren des Horaz, in welchen die persönlichen Anzüglichkeiten doch stark verhüllt und gemildert seien. — „Das ist mehr guter Humor," war Heine's Antwort. „Aristophanes ist der größte Satiriker, und ich möchte wünschen, daß die persönliche Satire bei uns wieder in Schwang käme." — „Das würde nicht gut sein; es würde zu viele und zu bittere Federkriege absetzen." — „Was schadet's? Das Volk soll auch nicht versauern." — „Dann mag es zum Schwert greifen, und nicht zur Feder." — „Haben doch Erasmus und Luther auch mit der Feder gekämpft!" — „Das war etwas Anderes; es war ein hoher und wichtiger Zweck, bei dem das Wohl von Nationen auf dem Spiele stand. Luther mußte natürlich jene höchsten Principien und Das, was er als Wahrheit ausstreute, auf alle mögliche Weise verfechten, damit es nicht wieder unterginge. Behandeln Sie indessen die persönliche Satire für sich — es ist eine gute Uebung und kann Ihre Freunde ergötzen, wenn Sie auch nicht Alles gleich drucken lassen." — „Ich habe schon einen Anfang dazu gemacht," sagte Heine, „indem ich Memoiren schreibe, die schon ziemlich stark angewachsen sind. Jetzt bleiben sie indeß liegen, weil ich Anderes zu thun habe; ich werde sie aber fortsetzen, und sie sollen entweder nach meinem Tode erscheinen, oder noch bei meinem Leben, wenn ich so alt werde, wie der alte Herr (Goethe)." — „Dem wollte ich wünschen, daß er früher gestorben wäre," versetzte Wedekind; „die Welt hätte viel verloren, sein Ruhm aber hätte gewonnen." Das bestritt Heine durchaus. Er liebte, nach seinem Ausdrucke, freilich Schiller mehr, aber Goethe gefiel ihm besser. „Goethe," sagte er, „ist der Stolz der deutschen Literatur, Schiller der Stolz des deutschen Volkes." Auch stellte er, im Gegensatze zu seinem Freunde Wedekind, Goethe als Dramatiker über Schiller; den „Egmont", meinte er, habe Letzterer nie erreicht. „Werther's Leiden" hatte Heine noch nicht gelesen; er wollte eines Tages das Buch mit nach Haus nehmen, legte es aber wieder hin, weil er fürchtete, es werde ihn in seiner damaligen Stimmung zu sehr aufregen. Mit großer Verehrung sprach er von Bürger, dessen volksthümliche Art ihm ungemein zusagte.

Daß Wedekind auch poetisirte, hatte er Anfangs sorgfältig vor Heine verhehlt. Einige Tage nach der Vorlesung des oben mitgetheilten Scherzliedes zeigte ihm Heine die neuesten Nummern der „Agrippina". „Von allen meinen Bekannten," sagte er, „erpresse ich Beiträge für diese Zeitschrift meines Freundes. Auch Sie möchte ich um solche bitten." — „Aber wie kommen Sie auf die Idee? Ich weiß gar nicht . . ." — „Haben Sie nichts Poetisches?" — „Nein." — „Ach, sagen Sie's doch nur gerade heraus! Ich kann das gar nicht leiden, wenn Jemand so züchtig thut! Lesen Sie mir Etwas von Ihren Sachen vor!" Trotz dieser Aufforderung, schien er nicht allzu aufmerksam zuzuhören; doch brachte er hie und da manche feine kritische Bemerkung vor.

Von den Gedichten, die ein Gleichniß oder eine praktische Nutzanwendung enthielten, sagte er gleich: „Die taugen nichts." Bei einer Ballade „Donna Clara" bemerkte er: „Sie müssen da nicht sagen, daß sie zu ihrem Vater hingeht, und Dies und Das spricht, sondern Sie müssen sie unmittelbar jene Worte sprechen lassen, und dann hinzufügen: So sprach Donna Clara zu dem Vater." Unangenehm berührten ihn die vielen Reime auf den doppelten E-Laut, wie „leben — streben, gehen — stehen." „Solche Reime," sagte er, „muß man nach Möglichkeit vermeiden, es ist kein Metall darin." Das höchste Lob, zu welchem er sich verstieg, war: „Dies ist recht gut; aber," setzte er in der Regel hinzu, „Sie müssen koncifer sein." — „Sie werden nie durchschlagen mit Ihren Gedichten," lautete sein Endurtheil; „aber es giebt eine gewisse Klasse von Lesern, die sehr groß ist — der werden Sie einen klaren, dauernden Genuß zu bereiten im Stande sein. Der Verstand ist bei Ihnen vorherrschend; Sie würden gewiß eine vortreffliche Prosa schreiben. Haben Sie sich nicht in Erzählungen versucht?" — „Nein, aber im Trauerspiel, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß mir Charakterschilderungen mit der Zeit immer besser gelingen werden." — „Das glaube ich auch," sagte Heine, „Sie sind ein guter Beobachter. Ihr Trauerspiel werde ich mir ausbitten, wenn ich mich ganz gesund fühle, um es mit Muße lesen zu können."

Als er Heine das nächste Mal wiedertraf, sagte ihm Wedekind: „Sie sind ein rechter Mephistopheles; meine Gedichte haben Sie mir ganz verleidet." — „Wie so?" antwortete Heine; „dann haben Sie mich falsch verstanden." — „O nein," versicherte der enttäuschte Poet, „aber ich habe mich jetzt selbst verstanden."

Ueber das schwülstige Trauerspiel „Chriemhildens Rache", das ein Student C. F. Eichhorn*) 1824 bei dem Buchhändler Rosenbusch zu Göttingen erscheinen ließ, sagte Heine: „Es ist ein Fehler an dem Stück: daß es geschrieben ist. Eichhorn ist nicht allein kein Poet, sondern durchaus antipoetisch." Dann fügte er, in seinen gewöhnlichen witzelnden Ton verfallend, hinzu: „Aber Eichhorn ist einer unserer größten Satiriker." Als Wedekind bemerkte, er habe dem Nibelungenliede und allen Heldengedichten niemals rechten Geschmack abgewinnen können, selbst der Ilias nicht, rief Heine aus: „Gott rechne Ihnen die Sünde nicht an!"

Daß er, wie vorhin erwähnt, schon damals an seinen „Memoiren" schrieb, stimmt durchaus mit den übrigen, an anderer Stelle**) von mir aufgeführten Zeugnissen überein. Das Vorhandensein derselben und einer gleichfalls unveröffentlichten Biographie seines Oheims Salomon Heine hat auch ein Verwandter des Dichters, Dr. Rudolf Christiani, in späteren Jahren wiederholt dem ihm befreundeten Wedekind bestätigt. Christiani war bekanntlich von Heine durch letztwillige Verfügung zum Herausgeber der Gesammtausgabe seiner Werke ernannt worden. Er vermochte jedoch in dieser Beziehung nichts zu unternehmen, da zur Grundlage seiner Befugnisse die eigentliche juristische Form

*) Joseph Kehrein vermuthet in seiner „Dramatischen Poesie der Deutschen," Bd. II, Seite 163, irrthümlich, daß der Verfasser identisch mit dem berühmten Rechtslehrer Karl Friedrich Eichhorn sei, welcher damals in Göttingen docirte. Der Verfasser des Trauerspiels, Christian Friedrich Eichhorn, Sohn eines Kanzlisten in Osnabrück, wurde am 18. April 1823 als Studiosus der Mathematik zu Göttingen immatrikulirt, machte Ostern 1826 sein Examen, promovirte dann als Dr. phil., wurde 1827 Privatdocent in der philosophischen Fakultät, 1830 Lehrer der Maschinenbaukunde an der höheren Gewerbeschule zu Hannover, und starb daselbst am 8. September 1836.

**) H. Heine's Leben und Wirken, zweite Auflage, Bd. I, S. 385.

fehlte, die Wittwe des Dichters ihm den literarischen Nachlaß desselben hartnäckig vorenthielt, und Salomon Heine's Erben die Herausgabe sowohl der Biographie des Onkels wie der „Memoiren" nicht wünschten. Dr. Christiani war der Meinung, daß die Letzteren in Gemeinschaft mit Gustav Heine, dem Bruder des Dichters, beide Manuskripte angekauft hätten; doch hielt er sich fest überzeugt, daß die Wittwe für alle Fälle eine Abschrift zurückbehalten habe. So brauche man sich also nicht ganz der Hoffnung zu entschlagen, daß die kostbaren Schätze auf die eine oder andere Art früher oder später noch einmal ans Licht gelangen würden.

Die Gedichte, welche Heine im Sommer 1824 schrieb und seinem Freunde Wedekind vorlas, waren, nach dessen Tagebuchsnotizen, „fast alle vortrefflich, aber ganz in seiner sarkastischen Manier: am Ende jedesmal Ironie, die das Vorhergehende wieder aufhebt und zerstört. Er liebt diese Manier mehr als billig, und ist wirklich ausgezeichnet darin, aber es wäre mir doch lieber, wenn er eine andere Richtung einschlagen wollte. Neulich sagte er mir: „Ich werde nächstens meine Geliebte besingen, so idealisch ich nur vermag, werde sie aber immerfort Sie nennen." " Einige Tage darauf schrieb er das bekannte Gedicht mit dem höhnisch bitteren Schlusse: „Madame, ich liebe Sie!" — „Von seiner Manier, Alles zu parodiren," heißt es einen Monat später in Wedekind's Tagebuche, „möchte ich ihn gern abbringen, und gebe mir alle erdenkliche Mühe deshalb; weil er aber ganz in die Parodie vernarrt ist, hüte ich mich wohl, ihn geradezu vor den Kopf zu stoßen. Ich lobe die Gedichte, worin er parodirt, lobe diejenigen aber noch mehr, worin er es nicht thut." Einzelne dieser Scherzgedichte sind allerdings von so skabröser Natur, daß die Mittheilung derselben sich verbietet. So das Epigramm: „O zarte Seelenvereinigung", welches aus Heine's Berliner Tagen stammt, und das Jubellied der Töchter Israel auf den im rothen Meer ertrunkenen König Pharao, welches ein Freund des Dichters an die Wand des Göttinger Karcers, des „Hôtel de Brühbach," schrieb.

Zuweilen sprach Heine von allerlei Plänen, die ihn neben den „Memoiren" beschäftigten. Auf den „Rabbi von Bacharach" bezieht sich seine Aeußerung, daß er „jetzt alte Chroniken aus der Bibliothek excerpire, und an einer Novelle arbeite, die ein historisches Gemälde aus den Zeiten des Mittelalters sein solle." Am interessantesten aber sind seine Mittheilungen über das Projekt einer „Faust"-Tragödie.

Was bisher über diesen Plan bekannt war, beschränkt sich auf einige Aeußerungen in den Briefen von Moses Moser, Friedrich Merckel und Varnhagen. Dem erstgenannten Freunde schrieb Heine am 25. Oktober 1824: „Im Geiste dämmern mir viel schöne Gedichte, unter andern — ein Faust. Ich habe schon an dem Karton gearbeitet." Und am 1. April 1825: „Im Grunde ist mir die ganze jetzige Literatur zuwider, und darum schleppe ich mich auch mehr mit Ideen zu Büchern, die für die Folge berechnet sind, als mit solchen, die für die Gegenwart passen. Z. B. ein angefangener „Faust", meine Memoiren und Dergleichen." In einem Briefe an Merckel vom 28. Juli 1826 spricht er von „neuen Scenen" zu seinem „Faust", welche seine Phantasie während des Aufenthaltes auf Norderney verarbeite, und an Varnhagen schrieb er bei Uebersendung des ersten Bandes der „Reisebilder" am 14. Mai desselben Jahres: „Ihnen ist es nicht hinreichend, daß ich zeige, wie viel Töne ich auf meiner Leier habe, sondern Sie wollen auch die Verbindung aller dieser Töne zu einem großen Koncert — und das soll der Faust werden, den ich für Sie schreibe. Denn wer hätte größeres

Recht an meinen poetischen Erzeugnissen, als Derjenige, der all mein poetisches Dichten und Trachten geordnet und zum Besten geleitet hat!"

Die erste Andeutung über Heine's „Faust"-Plan findet sich im Wedekind'schen Tagebuche am 20. Juni 1824: „Wir kamen auf Goethe's Faust zu sprechen. „Ich denke auch einen zu schreiben," sagte er; „nicht um mit Goethe zu rivalisiren, nein, nein, jeder Mensch sollte einen Faust schreiben." — „Da möchte ich Ihnen rathen, es nicht drucken zu lassen; sonst würde das Publikum"... — „Ach, hören Sie," unterbrach er mich, „an das Publikum muß man sich gar nicht kehren; Alles, was dasselbe über mich gesagt hat, habe ich immer nur so nebenher von Andern erfahren." — „Freilich haben Sie in so fern Recht, als man sich nicht durch das Publikum irre machen lassen, noch nach seiner Gunst haschen soll; aber man soll es auch nicht im Voraus gegen sich einnehmen, um ihm ein unbefangenes Urtheil zu lassen, und Sie würden es gewiß einigermaßen gegen sich einnehmen, wenn Sie nach Goethe einen Faust schrieben. Das Publikum würde Sie für arrogant halten, es würde Ihnen eine Eigenschaft unterlegen, die Sie gar nicht besitzen." — „Nun, so wähle ich einen anderen Titel." — „Das ist gut, dann vermeiden Sie jenen Nachtheil. Klingemann und de la Motte-Fouqué*) hätten Das auch bedenken sollen."

Am 16. Juli heißt es weiter: „Heine gedenkt einen Faust zu schreiben. Wir sprachen viel darüber, und seine Idee dabei gefällt mir sehr gut. Heine's Faust wird genau das Gegentheil vom Goethe'schen werden. Bei Goethe handelt Faust immer; er ist es, welcher dem Mephistopheles befiehlt, Dies und Das zu thun. Bei Heine aber soll Mephistopheles das handelnde Princip sein, er soll den Faust zu allen Teufeleien verführen. Bei Goethe ist der Teufel ein negatives Princip; bei Heine soll er positiv werden. — Heine's Faust soll ein Göttinger Professor sein, der sich in seiner Gelehrsamkeit ennuyirt. Da kommt der Teufel zu ihm und belegt ein Kolleg, erzählt ihm, wie es in der Welt aussieht, und macht den Professor kirre, so daß dieser nun anfängt liederlich zu werden. Die Studenten auf dem Ulrich fangen an, darüber zu witzeln. „Unser Professor geht auf den Strich," sagen sie. „Unser Professor wird liederlich," heißt es immer allgemeiner, bis der Herr Professor die Stadt verlassen muß, und mit dem Teufel auf Reisen geht. — Auf den Sternen haben die Engel inzwischen Theegesellschaften, zu denen sich Mephistopheles auch einfindet, und dort berathschlagen sie über den Faust. Gott soll ganz aus dem Spiele bleiben. Der Teufel schließt mit den guten Engeln eine Wette über Faust. Die guten Engel liebt Mephistopheles sehr, und diese Liebe, besonders zum Engel Gabriel, denkt Heine so zu schildern, daß sie ein Mittelding zwischen der Liebe guter Freunde und der Liebe der Geschlechter wird, die bei den Engeln nicht sind. Diese Theegesellschaften sollen sich durch das ganze Stück ziehen. — Ueber das Ende ist sich Heine noch nicht gewiß. Vielleicht will er den Professor durch Mephistopheles, der sich zum Schinder gemacht hat, hängen lassen; vielleicht will er gar kein Ende machen, weil er dadurch den Vortheil erhält, Manches in das Stück hineinbringen zu können, was eigentlich nicht hineingehört. — Mir däucht, dieser Faust kann sehr viel werden; nur fürchte ich, und Heine ebenfalls, daß durch die Theegesellschaften zu wenig Handlung hineinkommt. Wenn ich nur Zeit hätte, könnte ich von Heine noch eine Menge

*) Derselbe hatte vor Kurzem ein Trauerspiel „Don Carlos, Infant von Spanien, mit einer Zueignung an Schiller" (Danzig, 1824) veröffentlicht.

geistreicher und charakteristischer Züge aufführen, ich komme fast alle Tage mit ihm zusammen, aber mein Tagebuch nimmt mir so schon Zeit genug weg."

Eine Woche später, am 23. Juli, schreibt Wedekind zum letzten Mal über den Heine'schen Faust: „Mit seinen Plänen ist er sehr zurückhaltend. Ueber seinen Faust spricht er viel mit mir, vielleicht aus eigener Lust, vielleicht weil er auch von mir Etwas lernen zu können glaubt, vielleicht aber auch weil er nicht die ernstliche Absicht hat, ihn auszuführen; denn von seiner Novelle (dem „Rabbi von Bacharach") und dem Trauerspiele, was er jetzt vorhat*), spricht er gar nicht. — Den Professor in seinem Faust wollte er zu einem Professor der Theologie machen; ich rieth ihm aber, einen Philosophen zu nehmen, schon weil er dann für seine Parodie ein viel weiteres Feld hätte, was er auch angenommen hat."

Als Heine sich lange nachher — im Jahre 1846 — zu einer Bearbeitung der Faustsage als Ballet entschloß, griff er in keiner einzigen Scene seines „Tanzpoëms" auf diesen übermüthigen Entwurf aus der Studentenzeit zurück, dessen Ausführung in der angedeuteten Weise auch sicherlich jeder dramatischen und ethischen Kraft entbehrt und den Helden zu einem burlesken Spielball in der Hand der bösen Mächte herabgedrückt haben würde. —

Des gewöhnlichen Studententreibens war Heine, als er zum zweiten Male nach Göttingen kam, längst überdrüssig. Er wohnte zwar Anfangs, wie er an Moser schrieb, manchen Duellen als Sekundant, Zeuge, Unparteiischer oder Zuschauer bei, weil er keinen besseren Zeitvertreib habe. Als jedoch im Spätsommer 1824 eine große propatria-Paukerei zwischen den Osnabrückern und den übrigen Westfalen stattfand, weil Erstere sich als besonderes Abzeichen ein silbernes Rad — das Osnabrück'sche Wappen — vor der Mütze beigelegt hatten, nahm Heine keinen Theil an diesen Streitigkeiten, sondern verhielt sich neutral. „Wir sahen uns darüber seltener," schreibt Wedekind; „es gab auch, da die Geschichte vor den „Akademischen" kam, viel Karcer abzusitzen; dann kamen die langen Herbstferien, die uns in alle vier Winde entführten, und nach ihnen das letzte Semester. Da wurde das Leben stiller unter uns, und Heine fand, wie es scheint, keine rechte An- und Aufregung darin, obwohl er sich noch manchmal unter uns sehen ließ, und sich speciell zu einer unserer kleineren Koterien hielt. — Das spätere Leben führte uns nur einmal, bei der Rückkehr von seiner Reise nach England im September 1827, wieder zusammen. Ich stand damals als wohlbestallter königlich hannoverscher Amts-Auditor in Rotenburg, einem kleinen Ort zwischen Bremen und Hamburg, wo die Reisenden zu übernachten pflegten. Heine war ganz der Alte, voll herzlicher Freundlichkeit, und nahm meine Einladung, einige Tage bei mir zu bleiben, sofort an. Lange hielt er's freilich in dem prosaischen Neste nicht aus, und reiste am zweiten Tage, nachdem wir uns ausgesprochen hatten, weiter. — Mit Bedauern sah ich Heine seit seiner Uebersiedelung nach Frankreich sich mehr und mehr von Deutschland abwenden; seine jüdische Abstammung trug wohl viel dazu bei — er hatte doch so recht kein Vaterland. Nachdem der erste Band des „Salon" mit den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" und

*) Vermuthlich ist die venetianische Tragödie gemeint, deren Plan ihn seit dem Sommer 1823 beschäftigte, von der aber, wie er seinem Freunde Moser am 9. Januar 1824 gestand, bis dahin noch keine Zeile geschrieben war. Vgl. A. Strodtmann, H. Heine's Leben und Werke, 2. Aufl., Bd. I, S. 354.

der herausfordernden Vorrede erschienen war, schrieb ich nachstehendes Gedicht, das ich ihm mit einem Brief übersandte, auf den ich jedoch niemals eine Antwort empfing."

Sendschreiben an H. Heine. (1836)

Warum, o Heine, malst Du rothe Löwen,
Die aus der grellen Farbe widrig schrein,
Und malest nicht auf azurblauem Grunde
Wie Sterne goldne Engelein?

Die goldnen Engel kränzten Deine Jugend
Mit bunter Blumen märchenhafter Pracht,
Und winkten Dir aus thau'gen Farbenkelchen
In feenhafter Vollmondsnacht.

Sie zeigten Dir des Wunderglaubens Thale
In ihrer Wahrheit mildem Rosenlicht,
Und öffneten dein Auge, klar zu schauen
Den Strahl, der sieben Farben bricht.

Und jedes Ding umschillerten die Farben,
Wie Du es ansahst; doch die Mosaik
War reines Licht im Brennpunkt Deines Auges,
Vom Grund der Seel' ein heller Blick.

Nun wähltest Du vom ganzen Farbenbündel
Die roth' allein zu einer Löwenfratze,
Zu einem Wirthshausschild für durst'ge Brüder,
Zu einer Groschens- Strebekatze.

Denn mehr soll doch Dein Löwe wohl nicht sein?
Die Engel aber waren liebe Kinder;
Nun sind sie, groß geworden, wie es scheint,
Gar böse Buben, arge Sünder.

Der Grazien ungezog'ner Liebling stets,
Warst Du der Lieblingdoch der Grazienimmer,
Dein Finger, selber wenn er Fratzen malte,
Getaucht in aller Farben Schimmer.

In diesem Schmuck schien Alles Dir erlaubt,
Genießen mocht' es selbst der Puritaner,
Der Schulstaub aber dämpfte diesen Schmuck,
Denn Heine selbst ward Heinianer.

O kehre um, so lang' und wenn's noch Zeit,
Eh' ganz verstimmt der Seele Saiten klingen,
Und aus versiegter Tiefe des Gemüths
Mißtöne nur noch matt zum Herzen dringen.

Laß ab von Bruchstück-Arbeit, laß sie über
Den Schwächlingen der Kunst und ihren Laffen
Komm, stärke neu die tiefe innre Kraft
Durch reines Wollen und ein großes Schaffen!

Du kannst, so wolle! Könntest Du selbst nicht,
So wäre besser Dir ein heilig Sehnen,
In Asch' und Trau'r an Babel's Wasserbächen
Auf Deine Harf' ein Strom von heißen Thränen,

Als Deines Ruhmes Lanze zu zersplittern
Am Schild polit'schen After-Märtyrthums.
Denk, was ich sagt'—mehr, was ich sagen wollte,—
Gedenk', o Heine, Deines Ruhms!

Dr. Eduard Wedekind, welcher, wie Albert Oppermann und Rudolf Christiani, der gesinnungstüchtigen Opposition in seinem engeren Vaterlande angehörte, und 1848 am Vorparlamente zu Frankfurt theilnahm, machte sich durch sein freisinniges Auftreten der hannövrischen Regierung so mißliebig, daß ihn dieselbe 1859 zur Niederlegung seines Richteramtes zwang. Seitdem lebt der treffliche Mann als Rechtsanwalt und Notar zu Uslar. Während er in den fünfziger Jahren als Amtsrichter zu Lüneburg stand, kam er häufig mit dem Dr. Christiani zusammen, der ihm mancherlei Erinnerungen an H. Heine und dessen Familie erzählte. So berichtete ihm Christiani: Als der Dichter nach dem Tode seines Vaters einmal wieder nach Lüneburg gekommen sei, habe er denselben sehr schmerzlich vermißt, und dann, mehr für sich als zu dem Hörer sprechend, gesagt: „Ja, ja! da reden sie von einem Wiedersehn in verklärter Leibesgestalt! Was thu' ich damit? Ich kenne ihn in seinem alten braunen Ueberrocke, und so will ich ihn wiedersehen. So saß er oben am Tische, Salzfaß und Pfefferdose vor ihm, das eine rechts, das andere links, und wenn mal die Pfefferdose rechts stand und das Salzfaß links, so stellte er das um. Im braunen Ueberrock kenne ich ihn, und so will ich ihn wiedersehn."

Der alte Salomon Heine war bekanntlich sehr unzufrieden damit, daß sein berühmter

Neffe in Hamburg nicht Karrière machte. Auf seine literarischen Bestrebungen gab der Oheim nicht viel, und äußerte das mehrfach gegen den Dr. Christiani, welcher damals sein besonderer Liebling war, und welchem er u. A. zehntausend Thaler zum Ankauf eines Hauses in Lüneburg schenkte. Da antwortete ihm Dieser einmal: „Und was glauben Sie wohl, Herr Onkel? Meinen Sie, durch Ihre großartigen Stiftungen der Welt ein dauerndes Andenken zu hinterlassen? Die werden nach hundert Jahren benutzt werden, ohne daß man des Stifters weiter gedenkt; aber eine einzige dankbare Erwähnung Ihres Namens in Harry's Schriften sichert Ihnen die Unsterblichkeit." Das, sagte Christiani, habe einen bedeutenden Eindruck auf den alten Herrn gemacht, und er habe sich seitdem viel generöser gegen den „Bücher schreibenden" Neffen bezeigt. —

Den Mittheilungen Wedekind's mag sich das Urtheil Heine's über eine hervorragende Dichtung der Neuzeit anschließen, wie Friedrich Hebbel dasselbe in seinen ungedruckten Tagebuchsaufzeichnungen während seines Aufenthaltes in Paris 1843 vermerkt hat. Er schreibt am 14. Oktober jenes Jahres: „Heine war bei mir, und sprach mir über die „Judith". Er habe sie in Einer Sitzung gelesen, und sie habe einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Ein Urtheil über das Werk als Werk habe er noch nicht, aber über Einzelnes sei ihm schon Manches klar geworden. Daß dies Werk in unserer Zeit möglich gewesen, sei ihm wunderbar; ich gehöre mit meiner außerordentlichen Gestaltungskraft noch unserer großen Literaturepoche an, in die jetzige Epoche der Tendenzen passe ich nicht hinein. Das Schöne des Werks, und besonders das Große, sei ihm gleich entschieden entgegen getreten; Vieles habe er bewundert und angestaunt. Es sei aber auch etwas Gespenstisches darin, und jedenfalls mehr Wahrheit, als Natur, unreflektirte Natur, wie man sie bei Shakespeare finde. Dies Gespenstische walte vorzüglich in der Schilderung der ersten Hochzeitsnacht, die sehr schön sei. Auch Holofernes in seiner Selbstvergötterung sei sehr tief angelegt, und ich hätte ihm, dem blassen jüdischen Spiritualismus gegenüber, gar noch mehr kecke Lebenslust geben können. Doch sei Holofernes nicht ganz so, wie das Uebrige, sondern gebrochen, wenigstens die Masse werde ihn nicht verstehen. Die Darstellung der Zeit und des Volkes sei mir ebenfalls, ohne daß ich nach Art der Romantiker in weitläufigen Einzelheiten luxuriirt hätte, außerordentlich geglückt, ein einziger Zug gebe oft das Bild. Ich ginge denselben Weg, den Shakespeare, Heinrich von Kleist und Grabbe gegangen. Einige Tage zuvor sagte mir Dr. Felix Bamberg schon, daß Heine mit größter Anerkennung zu ihm über die Judith gesprochen und geäußert habe, ich sei der Bedeutendste von Allen." —

Zum Beschlusse noch ein witziges Impromptü Heine's aus einem Briefe desselben, der sich, nach Angabe des Einsenders, im Besitz eines Herrn Christian Sternberg zu Trier befinden soll:

Stehst Du in vertrautem Umgang mit Damen,
Schweig, Freundchen! still, und nenne nie Namen:
Um ihretwillen, wenn sie fein sind,
Um Deinetwillen, wenn sie gemein sind.

Für die Echtheit dieser Verse vermag ich freilich um so weniger zu bürgen, als ein anderes angeblich Heine'sches Gedicht, das mir von demselben Einsender mitgetheilt worden war, sich, nach Ermittelung des Herausgebers dieser Zeitschrift, schließlich als ein Sinnspruch des alten Epigrammendichters Logau erwies.

Literaturbriefe.

Von

Johannes Scherr.

Ostern 1877.

Es ist doch recht eigen, liebe Freundin, daß auch solche Menschen, die einander verstehen, sich zumeist mißverstehen. Wäre dem nicht so, so hätten Sie aus meiner vorletzten Epistel nicht herausgelesen, daß auch ich „unter die Partikularisten gegangen" und von der „rückläufigen Reichsströmung" — oder besser Antireichsströmung — „mitfortgespült" worden sei. Ich würde das nur für einen — entschuldigen Sie! — nicht ganz gelungenen Scherzversuch genommen haben, wenn nicht die bezügliche Satzkonstruktion in Ihrem Briefe etwas so fatal Borussisches hätte, daß ich die Spitze der bekannten Pickelhaube leibhaftig daraus hervorstechen fühlte. Ja, ja, meine Beste, auch Sie haben die Preußin noch nicht verwunden. Ihr alle kommt eben, Männlein und Weiblein, in der königlich preußischen Uniform auf die Welt und könnt euch demzufolge auch die Mutter Germania nicht anders vorstellen als in diese Uniform gesteckt. So aber will sie hinwiederum uns anderen Deutschen nicht gefallen. Wir merken die Absicht, die Germania allgemach ganz und gar in die Borussia hinüberzuuniformiren, und werden begreiflicher Weise verstimmt.

Diese Verstimmung hat sich neulich bei der Debatte und Abstimmung über den Reichsgerichtssitz im Reichstage deutlich genug bemerkbar gemacht. Ich für meine Person zwar hätte nicht bei den für Leipzig Stimmenden sein mögen, sintemalen mir die Gesellschaft zu gemischt, viel zu gemischt gewesen wäre. Auch erschien mir das große Argument, daß die Herren Reichsrichter an der Pleiße weniger der Korrumpirung ausgesetzt und zugänglich wären als an der Spree, so urlächerlich, daß ich selbiges sofort zu jenen Argumenten stellte, welche nur parlamentarische Auguren vorbringen können, ohne dabei einander ins Gesicht zu lachen. Endlich, maßen ich standhaft für die eine und untheilbare — Republik ... hätt' ich fast gesagt, so das in unserer unterthänigst-ersterbenden Gegenwart nicht gar zu zukunftsmusikalisch klänge .... also vorderhand für das eine und untheilbare Reich bin, ja sogar soweit dafür schwärme, als die alleinseligmachende Realpolitik das Schwärmen gütigst gestattet, theil' ich keineswegs die Furcht der Herren Reichstägler aus Flachsenfingen und Hahnschrittlingen, aus Krähwinkel und Kuhschnappel vor dem Gespenst der Centralisation. Ja, ich gehe in der unitarischen Ketzerei kecklich fürbaß und sage: würde doch nur das erwähnte Gespenst einmal Wirklichkeit, eine Wirklichkeit mit so starken Händen, daß es damit alle Deutschen, die Flachsenfinger und Hahnschrittlinger, die Krähwinkler und Kuhschnappler inbegriffen, wirklich und

wahrhaft unter einen Hut bringen könnte. Ein Geßlerhut freilich dürfte es nicht sein, auch die Pickelhaubeform brauchte er nicht zu haben. Es sollte, mein' ich, vielmehr so ein Hut sein, wie im alten Rom der Prätor dem für frei erklärten Sklaven einen aufsetzte.

Warum ich heute so ausschweifend-idealistisch gestimmt bin? Nun, erstens hab' ich es seit vierundzwanzig Stunden himmelblau auf wiesengrün, daß es in unserem gemäßigten Hundeklima wirklich noch etwas wie Frühling gibt, und zweitens komm' ich von der Wiederlesung eines durch und durch idealistischen Buches her, welches auch Sie seit lange kennen und lieben. Es freut uns also beide, daß dieses Buch: „Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickelung und die Ideale der Menschheit" von Moriz Carriere — in dritter vermehrter Auflage erscheinen konnte, was doch immerhin beweis't, daß es in unserem Lande noch eine zahlreiche Gemeinde gibt, welche sich nicht zur Soll- und Haben-Pöbelreligion bekennt. Weßhalb der Verfasser den breitspurigen und schleppenden Titel seines Werkes, welches kurz und gut „Geschichte des Idealismus" heißen könnte, auch für die dritte Auflage beibehalten hat, begreife ich nicht recht, obzwar er sagen kann, das Publikum habe sich nun schon an diesen Titel gewöhnt ... Carriere gehört zu den glücklichen Menschen, welche die Gabe besitzen, alles in tröstlichem Lichte zu sehen. Uns weniger glücklich begabten ist die vielgenannte und wenigbekannte „sittliche Weltordnung", welche, wann sie überhaupt zum Vorschein kommt, richtig immer zu spät kommt, ein Postulat der „praktischen" Vernunft. Ihm dagegen ist sie eine Thatsache der „reinen". In seinem Glauben an sie nimmt er die Widersprüche der Welt für zeitliche Dissonanzen, welche nur dazu da seien, sich dereinst in eine ewige Harmonie aufzulösen. Die sogenannte Weltgeschichte gibt zwar einen etwas mißlichen Kommentar zu diesem Dogma; aber man braucht ja nicht alle Kapitel, geschweige alle Seiten derselben zu lesen, sondern man kann mit Auswahl verfahren und alles Mißfällige überschlagen. Ja, der Optimismus hat es gut. Er wohnt in der „Civitas solis" des Kampanella oder auf der „Utopia"-Insel des Morus, will sagen in seinem Ideal als in einer Wolkenkuckuksburg, an deren Wällen die Brandung der gemeinen Wirklichkeit machtlos zerschellt. Wie es für die Realpolitiker unserer Tage eine pure Kleinigkeit ist, selbst die schneidendsten Dissonanzen, als da z. B. sind die Folgen einer verkehrten Wirthschafts- und Finanzpolitik, die keuchende Mühsäligkeit, das militärische Danaidenfaß zu füllen, item die widerwärtige preußische Pressehatz, — in die Harmonie der nationalliberalen Reichsphrase rhetorisch aufzulösen, so ist es für die optimistische Weltanschauung keine Hexerei, sondern bloße Geschwindigkeit, den Krieg, welcher unter den Menschen im Gange war, seitdem es Menschen gibt, in einen ewigen Frieden zu verwandeln, die blutrothe Menschheitstragödie in ein grasgrünes Idyll, allwo Börsenwölfe neben Socialistenschafen menschenbrüderlich-friedsam weiden und sogar die Pfaffen, selbst die christlichen nicht ausgenommen, nicht mehr fluchen, sondern nur noch segnen.

Glücklicher Weise ist Carriere kein Optimismus-Fanatiker. Er läßt andere, die nicht seiner Ansicht sind, auch leben und in ihrer Façon das Weltproblem ansehen und anfassen. Diese Humanität und Urbanität, dieser Gerechtigkeitssinn und diese Duldsamkeit sind es gerade, welche das Buch von den „Idealen der Menschheit" so liebenswürdig und erquicklich machen. Auch für solche, welche die Grundanschauung des Verfassers nicht theilen. Schon der erste Band der neuen Auflage bezeugt im übrigen, wie sehr es sich Carriere angelegen sein ließ, sein ungeheures Material wiederholt und gewissenhaft

durchzuarbeiten, um sein Werk auf die Höhe der jetzigen Kulturhistorik zu stellen und auf derselben zu erhalten. Den einleitenden Abschnitten über Wesen, Ursprung und Entwickelung der Sprache, des Mythus und der Sage, sowie der Schrift hat sich ein neuer über die ältesten bildnerischen Versuche der Menschenhand gesellt. In dem Kapitel über die Naturvölker ist mit Bienenfleiß alles zusammengetragen, was inbetreff der Anfänge und Vorschritte idealistischer Kulturarbeit bislang erforscht worden. Eine ansprechende Probe, wie der Verfasser bei Veranschaulichung so fernabliegender Zustände verfährt, erhalten wir in der Schilderung der peruanischen Inkazeit, wo Carriere das merkwürdige Drama vom „Ollanta", das uns Tschudi, Wickenburg und Flammberg nahegebracht haben, ganz vortrefflich zu seinem Zwecke zu verwerthen weiß. Eine wesentliche Bereicherung erfuhr sodann der Abschnitt „Semitenthum" durch Heranziehung der in den Trümmerstätten von Babel und Ninive aufgefundenen und durch Schrader entzifferten Keilschriftpoesiefragmente. Das Kapitel „Israel" zähle ich zu den gelungensten Sicherlich existirt innerhalb eines Rahmens von so mäßigem Umfang (56 Seiten) keine zweite Charakteristik der israelitischen Civilisation, welche die hier gegebene überträfe. Mit nicht geringerem Verständniß werden die asiatischen Arier behandelt und der Verfasser weiß in anziehender Weise deutlich zu machen, was die Inder und Iraner zu den Errungenschaften der intellektuellen Arbeit des Menschengeschlechtes beigesteuert haben. Sehr zu loben ist insbesondere noch, daß Carriere die Eintönigkeit des Referirens glücklich dadurch vermeidet, daß er so häufig wie möglich die alten Denker und Dichter selber redend einführt. Gewiß, liebe Freundin, stimmen Sie in meinen Wunsch ein, es möge ihm gegönnt sein, mit derselben Frische und Kraft die Durcharbeitung auch der folgenden Bände seines schönen, im besten Sinne volksmäßigen Werkes zu vollenden.

Weit mehr der fachmäßigen Literatur gehört der „William Shakespeare" von Karl Elze an. Dennoch darf ich Ihnen, obzwar Sie keins der jetzo modischen „Mädchengymnasien" durch- und auch keinen der nicht weniger modischen Studentinnenkommerse mitgemacht haben, das Buch guten Muthes empfehlen. Bedrohlich dick sieht es allerdings aus, aber Sie werden, weiß ich, vor den 651 Seiten in Größtoktav nicht erschrecken. Sie haben ja im letzten Sommer die baireuther Festspiele be- und überstanden und nach einer solchen Kraftprobe gibt es zwischen Himmel und Erde kein musikalisches oder literarisches Volumen mehr, welches Ihrer Leistungsfähigkeit nicht zugemuthet werden dürfte. Freilich ist es wahr, selbst ein deutscher Gelehrter von der strikteſten Professorenobservanz schreibt keinen so weitläufigen und urgründlich-langweiligen Stil, daß er im Nothfall nicht vermöchte, alles Bestimmte, zweifellos Thatsächliche, was man von Shakespeare's Leben weiß, bequem in 12 Zeilen zu sagen. Allein Elze schreibt eben — Dank den Göttern! — keinen solchen G. G. Gervinusstil, sondern seinen eigenen, und das ist, wie schon früher seine Biographie Byrons ausgewiesen hat, ein zum Lesen, nicht bloß zum Drucken, Buchbinden und Katalogisiren eingerichteter Stil. Daß trotzdem der neueste Shakespeare-Biograph aller wünschenswerthen und menschenmöglichen Gründlichkeit keineswegs ermangele, das können Ihnen schon die beiden anhangsweise gegebenen Abhandlungen „Shakespeare's Bildnisse" und „Die Schreibung des Namens Shakespeare" sattsam bezeugen. Was diese Schreibung angeht, so begnügt sich Elze, die 14 verschiedenen Formen des Namens anzuführen, welche sich in den Rathsbüchern von Stratford vorfinden. Ich denke, auch wir beide haben daran genug und verlangen nicht nach den 1906 Schreibungen, welche ein sicherer George Wise aufgestochen hat .... Es ist nun

aber bekanntlich kein Spaß, sondern vielmehr ein Ergebniß langer und schwerer Arbeit, so einer mit Grund sich rühmen kann, die ungeheuer voluminöse Shakespeare-Literatur zu kennen. Als König William der Große „baute", ließ er sich nicht träumen, wie vielen Hunderten, wie vielen Tausenden von Kärrnern er zu „thun" geben würde, noch Jahrhunderte nach Vollendung seines Bauwerkes, um dessen Erhaltung er sich bekanntlich gar nicht kümmerte. Denn der genialste aller Pessimisten hat es ja nicht der geringsten Mühe werth gehalten, seine Dichtungen auf die Nachwelt zu bringen, auf die er mit derselben erhabenen Gleichgiltigkeit hinsah, womit er seine Mitwelt betrachtete. Ist doch seine Poesie eine Riesenfuge auf das Thema „Vanitas vanitatum", auf einer Riesenorgel von einem Riesen-Dämon gespielt. Also viel Arbeit muß einer gethan haben, der ein Kenner Shakespeare's und der Shakespeare-Literatur sein will, und diese Arbeit hat Elze redlich gethan. Die Frucht derselben ist das vorliegende Buch, eine gesunde und schmackhafte Frucht. Man darf wohl sagen, daß in diesem stattlichen Bande alles zusammen- und in vortreffliche Ordnung gebracht ist, was ein anständiger Mensch im allgemeinen und ein anständiger Deutscher im besonderen von Shakespeare's Leben, Dichten und Trachten zu wissen braucht und auch wissen soll. Summa: ein Buch, welches beweis't, daß sein Verfasser den „Et prodesse et delectare"-Wink eines der gescheidesten Menschen, welche je gelebt, sich zu Herzen genommen habe — ein belehrendes und unterhaltliches Buch, unterrichtend, erfrischend und anregend.

Elze's Arbeit darf eine abschließende genannt werden, insofern der Verfasser die bisherigen in Deutschland und England gewonnenen Resultate der Shakespeare-Forschung zusammengefaßt, kritisch erörtert und zu einem biographisch-literarhistorischen Gesammtbild abgerundet hat. Der Franzose H. Taine dagegen hat zu Ende des vorigen Jahres den ersten Band eines Werkes veröffentlicht — „Les origines de la France contemporaine" — welches ein aufschließendes zu heißen verdient. Denn hier ist einmal die Genesis der Revolutionen, welche Frankreich von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an zu dem gemacht haben, was es jetzt ist, in wirklich geschichtephilosophischem Geiste gefaßt und mittels der Ergebnisse fleißigster Detailforschung zu allseitig-kulturgeschichtlicher Darstellung gebracht. Der erste Band ist überschrieben „L'ancien régime", welche Ueberschrift schon an das mit Recht berühmte Buch von Tocqueville erinnert. Dieser kann darum allerdings als ein Vorgänger von Taine bezeichnet werden, aber der letztere hat das Problem tiefer gegriffen und vielseitiger angeschaut. Tocqueville hat die Theorie und Praxis des alten Staatswesens hinsichtlich der Verwaltung, der Finanzpolitik und Volkswirthschaft bewunderungswürdig dargestellt und damit zugleich die unausweichliche Nothwendigkeit einer Umwälzung erwiesen. Aber Taine hat sich nicht auf das Untersuchungsfeld seines Vorgängers beschränkt, sondern den Kreis seiner historisch-kritischen Mühwaltung viel weiter gezogen. So weit, daß die Peripherie seiner Untersuchungen die ganze „Gesellschaft" des vorrevolutionären Frankreichs in allen ihren Schichten und Abstufungen umfaßt. In fünf Büchern („La structure de la société" — „Les moeurs et les charactères" — „L'esprit et la doctrine" — „La propagation de la doctrine" — „Le peuple") wird uns Frankreich vorgeführt, wie es leibte und lebte, fühlte und dachte, arbeitete und schwelgte, praßte und hungerte, haßte und hoffte, als es zu dem großen Häutungsproceß der Revolution sich anschickte. Natürlich ist ein Mann wie Taine von dem Einflusse der revolutionären Phrase vollständig emancipirt und die Anschickungen zu dem erwähnten Häutungsproceß, sowie dieser selbst, erscheinen daher bei

ihm in anderer Beleuchtung als bei Thiers, Mignet, Michelet und Blanc, d. h. sie erscheinen bei ihm nicht wie bei den genannten Herren in phraseologischer, sondern in geschichtlicher Beleuchtung. Gegen das Ende des ersten Bandes zu, auf der Thürschwelle vom Despotismus zur Revolution, wirft Taine (pag. 521—22) einen Blick voraus auf diese und faßt, was er sieht, in die Worte zusammen: „Etliche Millionen von Wilden werden von etlichen tausend Schwätzern (parleurs) vorwärts getrieben und die Wirthshauspolitik (la politique de café) wird mittels Straßenputschen inscenirt und kommentirt. Hier stellt sich die brutale Gewalt dem radikalen Dogma zur Verfügung, dort thut das Dogma Handlangerdienste bei der brutalen Gewalt. Das sind die beiden einzigen Mächte, welche aufrecht bleiben in dem in Trümmer fallenden Frankreich. Diese beiden Mächte sind die Nachfolger und Hinrichter des alten Staatswesens, und wenn man betrachtet, wie dieses jene gezeugt, geboren, großgefüttert und mündig erklärt hat, so kann man nicht umhin, die Geschichte des alten Regiments für die eines langen Selbstmordes anzusehen." Es verdient Lob, daß neben allem dem Basel und Schund, welcher jahrein jahraus aus dem Französischen, Englischen u. s. w. ins Deutsche übersetzt wird, doch auch dieses ausgezeichnete Buch, unbedingt das beste, welches seit langem in Frankreich erschienen ist, einen Uebersetzer gefunden und ein deutscher Verleger das Wagniß übernommen hat, das Werk dem größeren Publikum zugänglich zu machen. Der Herr Uebersetzer, Ludwig Katscher, hat sich seiner keineswegs ganz leichten Aufgabe vollständig gewachsen gezeigt und es ist nur zu wünschen, daß diese kürzlich erschienene autorisirte Verdeutschung von Taine's Werk — sie führt den Titel „Die Entstehung des modernen Frankreichs" — unter unsern Landsleuten recht viele Leser und Beherziger finden möge.

Von den düsteren Lehren der Geschichte — doppelt düster, weil es mit dem Beherzigen derselben zu allen Zeiten schlecht bestellt war — wollen wir uns zu den hellheiteren Ansichten wenden, welche „Das Schweizerland" von Woldemar Kaden in Bild und Wort vor uns aufthut. Diese durch die ausgezeichnetsten deutschen und schweizerischen Landschafter illustrirte „Sommerfahrt durch Gebirg und Thal" ist ein Prachtwerk, welches der deutschen Landschafterei, der deutschen Holzschneidekunst und der deutschen Druckerkunst gleichmäßig Ehre macht. Und dabei kein kaltes Pracht- und Prunkwerk, sondern ein herzerfreuendes Buch; für solche, welche die Schweiz aus eigener Anschauung kennen, eine liebe Erinnerung; für solche, welche sie nicht kennen, ein unwiderstehlicher Lockruf. Sie, liebe Freundin, werden sich vom Text und von den Bildern kaum weniger angeheimelt fühlen als ich; denn Sie haben ja vor Zeiten gemeinsam mit mir und mit Einer, die von uns gegangen, aber nicht vergessen ist, manche Sommerfahrt durch Gebirg und Thal in dem schönsten Land Europa's gemacht. Lassen Sie durch Kaden, der so frisch schreibt und so anschaulich schildert, in Ihrer Seele das Andenken an Stunden, Tage und Wochen wecken, welche — Sie widersprechen mir gewiß nicht — unbedingt zu den glücklichsten unseres Lebens gehörten. Ist es doch einer der besten Gewinnste des Menschendaseins, vielleicht geradezu der beste, zurückschauen zu können auf Tage, wo aus wolkenlosem Aether die Freude am Leben rein und voll sich auf uns niedersenkte, wie unmittelbar aus Götterhänden.

S. H. Mosenthal,

eine literarische Skizze

von **S. Heller.**

Motto: Die Tugend nahm Steine noch so schwer
Und trug sie ohne zu murren;
Der Leichtsinn hüpfte darüber her
Und sang seine Lieder und Schnurren.
. . Die Tugend flog stracks ins Himmelreich,
Der Leichtsinn blieb an der Schwelle,
Sprach: „Wenn ich auch nicht in den Himmel komm',
So komm' ich auch nicht in die Hölle!"
Mosenthal, Gedichte: Tugend und Leichtsinn.

Wenn zur Leichenfeier eines Poeten an fünftausend Menschen, und zwar vom Staatsminister bis zum einfachen Arbeiter herab, sich einfinden, so beweist das für den Werth des Mannes allerdings nichts oder nicht viel; immerhin aber wird man dadurch aufgefordert, die eigenen bis dahin festgehaltenen Ansichten über den Dahingeschiedenen einer ernsten Prüfung zu unterziehen und sich zu fragen, ob und inwieweit man sich einer solchen Kundgebung, wenn es eine wäre, anzuschließen vermöchte, ob und inwiefern eine solche öffentliche Theilnahme an einem Einzelstehenden, aus der Fremde Eingewanderten, nicht Weib noch Kind zurücklassenden als Kundgebung eines zustimmenden Urtheils über das dichterische Schaffen des Verstorbenen anzusehen ist. Salomon Hermann Mosenthal kam 1841 als zwanzigjähriger Jüngling aus seiner Heimat Kurhessen nach Oesterreich. Was er suchte, das fand er — Anstellung im Ministerium. Es hat dazu großer Verwendung bedurft, denn nicht so leicht hätte ein Jude im Reactionsjahre 1850 im kaiserlichen Staatsdienst, zumal in der Section Cultus und Unterricht, Verwendung finden können. Ich erinnere mich noch lebhaft, welch ein Aufsehen die Sache seinerzeit machte. Mosenthal ging in dieser bureaukratischen Laufbahn ruhig vorwärts, von Amt zu Amt, von Beförderung zu Beförderung, er wurde vor einem Decennium kaiserlicher Rath, und als ein Jahr darauf die Kaiserin glücklich entbunden wurde, war auch er unter den bei solchen Gelegenheiten von der allerhöchsten Gnade mit einer Auszeichnung Bedachten und erhielt das Ritterkreuz des Franz-Josefs-Ordens, und ich fürchte, der Schatten des für solche Vorzüge nichts weniger als unempfindlichen Dramatikers und Librettisten hat es mir schon übel genommen, daß ich in die Ueberschrift dieses Aufsatzes nicht seinen vollen Titel aufgenommen habe. Indessen haben weder Dichtkunst noch Kritik mit der socialen Geltung eines solchen Todten zu thun. Die Kritik zumal hat ihrem Zergliederungsgeschäfte nachzugehen, den Sections-Befund einfach abzugeben, die Beerdigungs-Ceremonien aber dem Gutdünken der Menge zu überlassen.

Es ist nicht gerade leicht, Mosenthal kritisch gerecht zu werden. Er selbst hat an seine Bühnenproductionen nur den rein theatralischen, fast möchte ich sagen geschäftsmäßigen Maßstab angelegt. War ein Stück aufgeführt und hatte es einen anständigen Erfolg errungen, so ließ ers zwar drucken, kümmerte sich aber weiter nicht viel darum. Durchgefallene oder wenig erfolgreiche Piecen ließ er wohl selbst ganz unbeachtet im

Manuscript liegen; zu einer, dem „Konrad Vorlauf", der am Wiener Stadttheater ein klägliches Fiasco machte, hat er sich im Leben weislich nie bekennen mögen und die Handschrift desselben nach seinem Absterben dem Archiv der Stadt Wien vermacht, wo Mosenthal so vergnügt lebte und wo Konrad Vorlauf einst Bürgermeister war. An eine Gesammtausgabe seiner Werke hat er nie gedacht, man muß sie bei fünf oder sechs verschiedenen Verlegern mühsam zusammenlesen, wenn man sich eine Uebersicht darüber verschaffen will, wobei man Sachen wie „Gabriele von Precy" oder das eben genannte Drama und andere, die niemals publicirt worden sind, ganz unberücksichtigt lassen muß. Auch die für die Entwickelung eines Talents so wichtige Zeitfolge der Dichtungen ist bei Mosenthal nicht genau zu verfolgen. Indessen habe ich auch nicht die Absicht, im Folgenden eine erschöpfende Analyse der Mosenthal'schen Arbeiten zu geben; diejenigen, welchen ein eigenthümlicher Gesichtspunkt nicht abzugewinnen war, sind von der Besprechung absichtlich ausgeschlossen geblieben. Die Kritik hat bei Mosenthal nach zwei Richtungen gefehlt. Sie ist ihm anfangs allzufreundlich entgegen gekommen und hat an seine Fähigkeiten Hoffnungen geknüpft, die er nie erfüllen konnte. Sie hat, als sie sich in ihrer Erwartung getäuscht sah, später an Mosenthal kein gutes Haar gelassen und ist insbesondere hier in Wien mit einer Erbitterung über ihn hergefallen, welche ihrer immer unwürdig ist. Mosenthal selbst hat sie in seinem Testamente bezüglich dieses Frevels großmüthigst pardonnirt. Wird sie ihm diese Großmuth zurückgeben? Kann die unvoreingenommene Kritik ihn pardonniren?

Wenn es wahr ist, daß das Pectus den Poeten macht, so haben wir vor Allem das Herz des Verfassers von soundsoviel Theaterstücken zu suchen. Vor mir liegt ein Band Gedichte, den Mosenthal in seinem 24. Lebensjahre herausgab, ein Jahr bevor er die weltbedeutenden Bretter beschritten. Was hat damals in deutschen Dichterseelen nicht alles gekämpft und gerungen! Selbst die maßvollsten waren tief beklommen über die trostlosen Zustände des deutschen Vaterlandes; die deutschen Dichter Oesterreichs wanderten nach Leipzig oder Stuttgart, um dem gepreßten Gemüthe Luft zu machen. Es war ein heiliger Schmerz, der alle durchglühte, ein flammender Zorn, der überall aufloderte — so konnte, so durfte es nicht bleiben. Unsern Kurhessen aber ficht das alles nicht an, er flieht vor keinem Hassenpflug, er kommt nach Oesterreich nicht, um da eine Ueberzeugung auszusprechen, er sucht Unterkommen. In seinen Gedichten braust kein Sturm, ihn bedrängt keine mächtige Empfindung mit überströmender Gewalt, er hat nur in den Gymnasialjahren ein paar mehr oder minder geschickte Verslein zusammengeleimt, er hat noch etliche Sächelchen dazu gemacht und möchte nun seine Waare an den Mann bringen. In so zahmen Gefühlchen braucht man freilich keinen Hoffmann und Campe, das verlegt Wien auch nebst andern Tractätlein und Gebetbüchelchen. Es starrt eine fürchterliche Oede aus diesen Primulae veris, Liedern, Balladen, Romanzen und Erzählungen. Ich gebe hier eines der kürzesten, um die Leerheit, das Gemachte, Anempfundene, Phrasenhafte und unerhört Triviale des ganzen Buches zu kennzeichnen:

Das Veilchen.

Ein Veilchen lag zerdrückt im Gras,
Und weinte.
Ein andres Blümchen meinte:
„Was weinst du, Schwester Maiengrün?
Wir Blumen müssen all verblühn!"
Ach, sprach das Veilchen, gern, ja gern!
Ich will ja nichts auf Erden:
Verblühen will ich gern,
Nur nicht zertreten werden.

Welch eine schale mattherzige Nachahmung Goethe's! Aus solchen todten Elementen wird sich schwerlich etwas Dauerndes, Lebenskräftiges gestalten.

Und doch hat Mosenthal ein ganzes Lebensalter hindurch eine Reihe bühnenfähiger Productionen geschrieben, die zum Theil durch ganz Deutschland gingen, ja von denen eines über die ganze Erde hin bekannt geworden ist, ein Erfolg, dessen sich kein Goethe

und kein Shakespeare rühmen kann. Mosenthal hat ein glückliches Auge für die Gruppe, für das Tableau; seine Figuren bewegen sich, daß es eine Lust ist, er hat immer deren Bühnenaction im Auge, ihr Gehen und Stehen, ihre Unruhe oder ihr Behagen, das Vorbeugen des Leibes, das Emporheben ein Fingers, es ist alles bis aufs Kleinste für den Effect ausgerechnet, sie kommen und gehen mit einer Leichtigkeit und Natürlichkeit, die auch den ergötzen muß, welcher von allem Uebrigen nichts hält, ja über mancherlei darin empört ist. Mosenthal hat sein Auge namentlich unter dem Landvolke gehabt, er weiß, wie die Leute da reden, er kennt die ausdrucksreiche Mimik ihrer Gesichter, ihrer Gebärden. Er versteht es nicht minder, alle die Scenen, welche er vorführt, in die möglichst interessante Beleuchtung zu rücken. Nie hat ein Poet so viel Abendröthe und Mondschein verschwendet wie Mosenthal, und nie that es der Schlaukopf aus purer Poesie, sondern in der Regel gilt es, irgend eine schlecht motivirte Situation zu verhüllen, für irgend ein falsches oder gar gemeines Gefühl Rührung zu erschleichen, und in der Regel gelingt ihm auch der Coup. Endlich ist Mosenthal nie um die Erfindung irgend eines wenn auch noch so unglaubwürdigen Umstandes verlegen, der ihm die Handlung weiter spinnen hilft, wo man sie längst abgelaufen glaubt. Gewöhnlich ist dies ein Mißverständniß oder eine Schwäche, die dem geübten Auge freilich auch die Schwäche des Autors verrathen. Denn da es ihm selbst an substantiellem Gehalt, an strengem Charakter und an wahrer Bildung, welche auf der Höhe der Zeit steht, vollständig fehlt, so wird man sich in dieser Fülle von Dramen, deren jede hinwiederum eine Fülle von Personen enthält, vergebens nach einem einzigen wahren Menschen umsehen: da gibt es eine Legion wirklicher Menschen, aber da gibt es keine wirkliche Menschen. Nimmt man dazu noch Mosenthal's Virtuosität im Versemachen, den die Diction niemals im Stiche läßt, der sie jeder Stimmung, welche er hervorrufen will, auf das Genaueste anzupassen weiß, und daß er namentlich seinen Schiller im kleinen Finger hat, so wird der Eindruck ganz erklärlich. Er ist auf den harmlosen Zuschauer hinreißend und unwiderstehlich, auf den Kenner zuerst verblüffend, dann erheiternd, zuletzt vielleicht anwidernd; denn nichts ist kränkender als der erhabene Donner des Perikles in dem unlautern Munde eines Kleon.

1846 wurde Mosenthal's erstes Stück, „Holländer Michel" im Theater an der Wien aufgeführt, kurze Zeit darauf „die Sklavin", beide sind verschollen; denn die Deborah, mit welcher er 1849 zuerst in Hamburg, dann in Brünn und Berlin zuerst allgemein bekannt wurde, verdunkelte alles Vorhergegangene und Nachfolgende. Auf deutschem Boden wird es kein Winkeltheater geben, auf dem die Deborah nicht gespielt worden wäre, ich selbst sah es von der Ristori und in einer Scheune, in letzterer waren die Darsteller und Zuschauer von einer Begeisterung erfüllt, die jeder Beschreibung spottet. Ins Englische, Böhmische, Polnische, Italienische und Dänische wurde die Deborah übersetzt und bis nach Californien und Ausstralien drang sie auf die Bühne. Es war ein zeitgemäßer Stoff, alles schwärmte damals für Judenemancipation, und klug behandelte Mosenthal den Gegenstand. Er ließ die Jüdin im Unrechte, er pries den Segen der christlichen Gesinnung, er verklärte den ehrwürdigen Pfarrer, als lieb und gut schilderte er den Menschenschlag in dem Dorfe, wo die Geschichte passirt, er verlegte die Handlung in die Zeit K. Josefs II. — ein Köder, der in jenen Tagen allmächtig wirkte. Und bei alle dem fliegt die Gestalt der jüdischen Landstreicherin wie ein Schatten über die sonnigen Gefilde, es ist eine ungesühnte himmelschreiende Ungerechtigkeit, und das Jahr 1848 hatte diese eben gut gemacht. Er verdarb es also mit keiner Seite, mußte vielmehr allenthalben als liebenswürdig, edelherzig und volksthümlich erscheinen. Daß alle diese Personen ohne Ausnahme ziemlich armselige Geschöpfe oder nur leere Phrasendrescher sind, daß hinter diesen farbigen Versen nichts stecke als die rauschende Tirade, daß das Mißverständniß mit dem Gelde, das Deborah genommen haben sollte, von lächerlichem Widersinn ist, das Alles wurde nicht in Erwägung gezogen. Das Thema schmeichelte einmal dem allgemeinen Bewußtsein, das Schauspiel enthielt eine Glanzrolle und zwei oder drei andere dankbare kleinere Rollen, daher der rasende Erfolg. Noch heute ist die Fluchscene auf dem Kirchhof in dem Munde einer Schauspielerin mit gesunder Lunge und glänzenden Mitteln von betäubender Wirkung. Die gute Klara Ziegler mag regelmäßig sagen:

„Die Eisendecke (statt: die Eisesdecke) meines Busens schmolz", der frenetische Beifall wird nicht ausbleiben. Ziegler und Mosenthal, sie verstehen sich beide ausbündig auf ihr Handwerk.

Gleich nach der vieractigen Deborah kam eine große Haupt- und Staatsaction in flotten Versen und in regelrechten fünf Acten. Mosenthal zeigt sich darin mit der Bühnentechnik völlig vertraut, er gibt genau an, ob der Vorhang schnell oder langsam fallen soll, wie es Abend, dann immer dunkler wird, Kerzen gebracht werden, natürlich sind damit immer gewisse Wendungen und Wandelungen im betreffenden Dialog verbunden, immer irgend ein versteckter Anschlag auf unser Inneres durch Ausnützung leerer Aeußerlichkeiten. Es ist eine Tragödie, die jetzt auch ziemlich vergessen im Staube der Theaterarchive und Bibliotheken modert, das unleidliche Rührstück „Cäcilie von Albano". Der Held ist Otto, Sohn Heinrich's des Löwen, im Kampfe um die Kaiserkrone Deuschlands mit Philipp von Schwaben und Friedrich II. von Hohenstaufen. Ein erbärmliches Menschlein, ohne Saft und Mark, mit der Titelheldin bei Lebzeiten seiner Frau in verbotenem Umgange lebend. Cäcilie ist des Geliebten vollkommen würdig und hat gleich ihm stets die schönsten Redensarten im Munde. So lange ihr gutes Einvernehmen dauert, erscheint er immer in ritterlicher Parade, sie immer in reizendem Anzuge; aber er ist schwach und sie noch schwächer, da kommt er auf einmal mit finstrer Miene und dunkelm Anzug, sie mit verdrossenem Gesicht und in schwarzer Gewandung; er wendet sich von ihr, sie verräth ihn. Dabei geschieht alle eigentliche Handlung hinter der Scene, wir hören auf der Bühne nur das Geliebel und Gezänke der beiden. Die Nebenfiguren sind womöglich noch flacher. In der Volksscene sucht Mosenthal immer auch eine komische Rolle anzubringen, da ihm aber die komische Kraft abgeht, so ist es gewöhnlich ein stereotypes Wort, das er der Person in den Mund legt. In der Deborah hat der Bader immer zu sagen: „Dafür sind wir Doctoren"; in der Cäcilie von Albano sagt ein Rathsherr immer: „Ich hab' ein Haus und sieben Kinder." Mit solchen Trivialitäten schleppt das Stück sich hin. Otto benimmt sich ziemlich feige, Cäcilie ziemlich nichtswürdig, zuletzt sterben sie beide und wir sind froh, die Geschichte los zu sein. Die Cäcilie von Albano wäre gar nicht der Erwähnung werth, wenn nicht Mosenthal vierzehn Jahre später, als er bereits zu den Gebietigern des Thespiskarrens gehörte, die Sache noch einmal aufgenommen hätte. Denn im Grunde war er dürftig im Erfinden und die Motive wie die Stoffe wiederholen sich bei ihm allzuoft.

Am liebsten gibt er sich selbst als Abenteurer in allen Gestalten. Menschen, die nichts zu verlieren haben, gehen in die Welt und greifen auf gut Glück zu, wo und wie sich ihnen etwas darbietet. Die Deborah und Cäcilie sind von dieser Sorte. Man betrachte einmal nach dieser Richtung hin Mosenthal's zweites Volksstück, das nächst der Deborah am geschätztesten ist, das ins Englische, Dänische, Böhmische und Französische übersetzt wurde und aus dem man sogar einen Operntext gemacht hat, ich meine den „Sonnwendhof" (1857). Da wimmelt es von Abenteurern. Der gute Valentin ist ins Haus der guten Monica gekommen, man weiß nicht recht wie; dann der Lump Matthias, der Monica Schwager, ein Vagabund vom reinsten Wasser; die geheimnißvolle Anna, das Kind des rothen Balthasar, kommt hereingeschneit und siedelt sich ebenfalls an, des Kesselflickers gar nicht zu gedenken. Von Anfang bis zu Ende laborirt der Sonnwendhof an Unwahrscheinlichkeiten, ja an Unmöglichkeiten aller Art. Dieser Valentin ist kein Mann, er brauchte nur der Bäuerin im Beginn ehrlich Rede zu stehen und aller Verwickelung wäre vorgebeugt. Aber auf ihren Antrag, sie zu heirathen, stürzt er ab, wie ein beglückter Liebhaber und zuletzt stellt sich heraus, daß es Verzweiflung war — Mißverständniß! Anna meint, wie alle Welt, ihr Vater sei Mordbrenner gewesen und verbirgt ihre Abstammung deßwegen. Das ist wie gegen allen Verstand, überhaupt so auch insbesondere gegen den planen Bauernverstand, zudem redet diese Dirne mit ihren Selbstmordgedanken in so hohen Ausdrücken, in so kolossalen Monologen, als hätte sie den Schiller studirt, wie auch Valentin einmal: „Gott ist die Liebe" citirt und zwar im Namen Gottes, der es „selber sagt", worin Valentin wohl gelehrter ist als die gelehrtesten Theologen, die vergebens in der Bibel nach einem solchen Ausspruche fahnden

dürften. Und der Sünder Matthias? Es ist doch nur ein halbgesottener Sünder. Nach dem Schnickschnack mit dem Pfarrer geräth er gleich in reuige Stimmung, zu jedem Frevel möchte er gleich einen Genossen haben und bohrt ohne alle Menschenkenntniß jedermann an, der ihm in den Wurf kommt, zuletzt verräth und tödtet er sich gar. Der ganze letzte Akt wäre endlich überflüssig, wenn nicht die Memme Valentin die Anna schmählich im Stiche ließe. Was verschlagen aber alle diese Mängel gegen den Umstand, daß Mosenthal im Sonnwendhof sein ganzes reiches Register von Effecthascherei aufgezogen hat. Zwei oder gar drei Abendröthen, einmal liegt die Scene beim Mondschein „im Silberlicht verklärt," dazu zwei komische Personen: der Messner mit seinem ewigen: „und dergleichen" und die Crescenz, die immer sagt: „Ich bin eine erfahrene Person," wozu eigentlich auch noch das ziemlich läppische Sprüchelchen Monica's gehört: „Je nun, so dann!" und die Scene, wo der Pfarrer mit dem Mathias Karten spielt und dem alten Sünder haarklein demonstrirt, daß es nichts ist mit dem Communismus. Solche Sächelchen verfehlen ihren Zweck nie, Groß und Klein erbaut sich daran und befestigt sich noch mehr in seinen philisterhaften Grundsätzen. Auch ist es ein beliebtes Problem Mosenthal's, immer einen Mann von zwei Weibern umwerben zu lassen. Das geschieht dem Josef von der Deborah und dem Mädchen seines Dorfes; das ist bei Otto der Fall, der die Wahl zwischen Cäcilie und Constanzen hat; das ist auch Valentin's Verhängniß, den Monica beansprucht und der sich doch zu Anna hingezogen fühlt. Was das für Männer sind, die so in der Schwebe gehalten werden, ein Spielball ihrer Stimmungen und jeweiligen Launen, bedenkt Mosenthal nicht, weil ihm die Brutwärme für seine Erzeugnisse abgeht, ihm sind diese Wesen Schachfiguren, die er mit mehr oder weniger Geschicklichkeit zu seinem Spiele verwendet.

Innerhalb einer Dorf-Idylle mögen solche unreine Exemplare der Menschheit noch am Platze sein, obwohl strenge Charaktere gerade in den untern Schichten nicht selten und in der Poesie immer von der wohlthuendsten Wirkung sind. Indessen zählt Mosenthal immer nur auf ein Durchschnittspublikum, den geläuterten Geschmack hat er nie im Auge gehabt; der gewöhnliche Zuschauer ist aber vollkommen zufrieden gestellt, wenn er sich erinnert, den Personen eines Theaterstücks schon einmal im Leben begegnet zu sein, und daß sie ungefähr in derselben Weise handeln würden, wenn sie in dieselbe Lage kämen. Ganz anders jedoch wird die Sache, wenn Mosenthal mit Persönlichkeiten kommt, die auch der gemeine Mann in idealischem Lichte zu sehen gewohnt ist. Das ist aber namentlich bei großen schriftstellerischen Charakteren der Fall. Mosenthal hat in einem seiner Dramen einen solchen Charakter herausgegriffen, den Dichter G. A. Bürger und damit eine schwere Schuld auf sein Haupt geladen. Er hat an die Spitze seiner Gedichte ein Fabelchen vom Bach und Waldstrom gesetzt, worin dieser einem Bächlein spottend zuruft:

„Du brauchtest nicht zu fließen,
Das Meer wär' doch so tief,"

worauf das Bächlein ihnen zugibt, daß er, der Waldstrom ein gewaltiges Gewässer sei, aber doch bescheidentlich darauf besteht, daß auch das Veilchen von Gott getränkt sein will. Hierzu hat Mosenthal die Nutzanwendung gesetzt, daß auch er sich gering und unbedeutend gegen die großen Poeten vorkomme, sich aber damit tröste:

„Es will ja auch das Veilchen
Von Gott getränket sein."

Offenbar fühlte er eine geheime Wahlverwandtschaft zu Bürger, der ja auch vor Allem dem Volke etwas sein wollte — mit Unrecht! So erhaben die stolzragende knorrige Eiche über dem biegsamen, von jedem Windhauche zu erschütternden Weidenbaum steht, ein so weiter Abstand trennt den männlich kühnen Amtmann zu Altengleichen von dem demüthig gewesenen Ministerialen in Wien. Natürlich hat Mosenthal aus Bürger in dem häßlichen Rührstück „ein deutsches Dichterleben" eine ganz unleidliche Fratze gemacht. Ich sah dieses Stück vor mehr als 20 Jahren und der Eindruck der Niedergeschlagenheit, des Erbarmens und der Erbärmlichkeit, den es auf mich machte, wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Schon die Art, wie die Leonore als schale Bänkelsängerin eingeführt wird, der aus einer

läppischen Anekdote zu einem theatralischen Effecte benützte Gertenschlag schien mir ein Faustschlag in das Antlitz des edeln Bürger und erregte den Ingrimm des Jünglings. Noch tiefer empörte mich die schamlose Inscenirung von Bürger's Doppelverhältniß zu seiner Frau und deren Schwester. Kann man die Lieder an Molly gelesen haben und sie dann so entweihen? Kann man den einen Poeten nennen, der so dem Heiligsten in der Poesie und in der Menschenbrust Hohn spricht? Aber freilich! Mosenthal befand sich da im eigensten Fahrwasser: er hatte wieder einen Mann mit zwei Frauen, er ließ wieder das große und kleine Licht des Theaterfirmaments spielen — das Publikum aber hat dieses Dichterleben gänzlich abgelehnt.

Mit den Literatur- und Kunst-Dramen hat es überhaupt eine eigene Bewandtniß. Es gehört eine fleckenlose Dichternatur dazu, um so erlauchte Heroengestalten in ungetrübter Reinheit darzustellen. Man sehe sich nur Oehlenschläger's Correggio an, man vergleiche nur Goldoni's Torquato Tasso mit dem Goethe'schen, um sich zu überzeugen, daß es einen undankbarern Stoff sebst für einen Autor ersten Ranges kaum geben könne. Mosenthal ließ sich von der zweifelhaften Aufnahme seines Frevels an Bürger nicht abschrecken und schrieb „die deutschen Comödianten", die er seiner verstorbenen Frau widmet und in denen etwas von seiner eigenen unerschöpflichen Theaterbegeisterung pulsirt. Das Stück berührt schon beim bloßen Lesen mit erquickender Frische und wie ein Hauch unmittelbarer Eingebung. In einzelnen Stellen hat er sich recht vom Herzen geredet, so wenn der Held aussagt: „Besser Inhalt ohne Form, als Form ohne Inhalt! Ein Griff ins volle frische Leben, ein fröhliches Gestalten, des Künstlers werth. Pfui über den Mimen, dem die Action nicht klar und fertig, gepanzert, wie Pallas, aus dem Haupte springt!" Wir sehen alte bekannte Gesichter: den entlaufenen Theologen und Pastorsohn Ludovici, der unter die Schauspieler gegangen ist, den Hanswurst Prehauser und die edle treuherzige Neuberin. Mosenthal's Bühnentechnik steht hier auf ihrem Höhepunkte: breite, anschauliche Exposition, langsame Entwickelung, verdoppelter und verdreifachter Effect in der Peripetie des dritten Actes, wo wir eine symbolisch bedeutsame Improvisations-Komödie sehen, der die den Act schließende Gefangennehmung Ludovici's folgt, dann rasche Verwickelung und noch rascher eintretende Katastrophe im kurzen fünften Act. Der Gehalt des Stückes ist allerdings gleich Null. Denn nicht nur bleibt der deutsche Thespiskarren, wie der der Förster'schen Truppe im zweiten Acte, zuletzt ebenfalls stecken und der gute Ludovici mit seinem auf dem Königstein gefundenen Shakespeare stirbt ohne das Geringste ausgerichtet zu haben, ohne die leiseste Gewähr, daß es jemals besser werden kann, sondern wir haben es überall wieder nur mit unsersgleichen zu thun, und der Mechanismus ist der alte geblieben. Wieder hat der Wirth und Theaternarr Eusebius Hühnchen sein Stichwort: „der (die, das) sogenannte," wieder zwei Weiber (Meta und Conradine) um einen Mann u. s. w. Conradine ist arg verzeichnet: sie citirt Horaz, benimmt sich wie ein Zechbruder und macht allerlei geniale Lächerlichkeiten. Die Sprache ist von jener Vernachlässigung, wie Schauspieler sie sich in ihren Gesprächen, die immer halb und halb im Kothurn stecken, zu Schulden kommen lassen; wie in den Seydelmann'schen Briefen kann man hier manche Stellen — „die deutschen Comödianten" sind in Prosa geschrieben — in regelrechte Jamben auflösen, z. B. „Der lästert Gott, der nur vom Zufall redet," oder:

„Vergibst du dem, der um der Jugend Freuden,
Der um des Lebens Blüthe dich betrog?

oder:

„Und kann ichs nicht zu seinem Ziele führen,
So nimmt's ein Besserer aus meiner Hand."

Auch der folgende Passus Eusebius Hühnchen's mag als theatralische Schnurre ganz allerliebst sein: „Unser Faß faßt fast 200 Oxhoft mehr als das sogenannte Heidelberger Faß faßt." Dagegen ist ein österreichischer Hexameter: „Schüttet nun alles Glück über uns aus, ihr freundlichen Sterne!" Mit dem Studium hat es ja Mosenthal nie ernst genommen. Will er den Pastor Ludovici darstellen, so blättert er ein bischen im neuen Testament, begeht aber, so oft ers thut, eine kleine Ignoranz. Nie wird ein Pastor

citiren: „Paulus an die Corinther 13"; denn ein Pastor weiß, daß Paulus zwei Episteln an die Corinther geschrieben hat. Nie wird ein Pastor sagen: „Im Feuer der Leidenschaft löckt Satanas nach der menschlichen Seele." Auch ohne Pastor zu sein, sollte man wissen, was „wider den Stachel löcken" bedeutet, und daß Mosenthal den Sinn des Wortes geradezu verkehrt hat. Zuletzt verläuft alles wieder in matte Rührseligkeit; wie Josef's Vater vom Himmel gestraft wird, weil er dem Sohne geflucht, so geschieht es auch dem Pastor, er erblindet und alles schließt mit der Umarmung der beiden Rivalinnen.

Zur Vervollständigung dieses Kreises Mosenthal'scher Dramen sei auch noch die dramatische Phantasie „das gefangene Bild" erwähnt eine Anomalie in der ganzen Art und Weise Mosenthal's, ein rechtes Gegenstück zu den deutschen Comödianten. In diesen ein glühender Athem der Begeisterung, ein buntes Fastnachtstreiben, eine ergreifende Handlung; in den klappernden Reimen des gefangenen Bildes völliger Mangel eines eigentlichen Vorganges, geschweige denn einer Handlung, eine gedehnte, gelangweilte und langweilende Sprache, ein phantastisches, bis zur ekeln Fratze sich verzerrendes Spiel. Das gefangene Bild ist die Holbein'sche Madonna, welche nach einer Künstlersage eine Zeit nach des Malers Tode nicht zu finden war und unter altem Gerümpel hervorgezogen wurde. Hier hat ein alter Sonderling das Gemälde mit vielen andern in einer heimlichen Pinakothek, deren Zugang er sorgfältig bewahrt und von der Niemand etwas wissen darf. Seine Beschließerin, die alte Hexe Sibylle, treibt allerlei verrufenes unverständliches Zeug mit den Bildern, die Pflegetochter Maria hat eine leise, ihr unerklärliche Ahnung von dem Vorhandensein des auch vor ihr verschwiegenen Bildes. Da erscheinen zwei deutsche Maler aus Italien, die den Auftrag haben, die Madonna zu suchen, sogleich kommen sie vor das rechte Haus, fordern Einlaß, werden barsch abgewiesen, dann mit Mühe eingelassen, weil der Hausherr dem einen von ihnen einen Höllenbreughel abzulisten hofft, der andere verliebt sich in Marie. Der Alte läßt sich beschwindeln, glaubt in den Besitz einer kostbaren, die Bilder zur höchsten Kunstschönheit verzaubernden Tinctur zu sein, geht in seine Pinakothek, wo Sibylle bereits ähnliche Possen treibt, wird dort von den Gästen überrascht und die Madonna, deren unrechtmäßiger Eigenthümer er ist, ihm abgenommen — ein unerträglich insipides Machwerk!

Wenn diese, dem verstorbenen König Philalethes von Sachsen gewidmete Phantasie, wie billig, stets ein Buchdrama geblieben ist, so widerfuhr Mosenthal dagegen mit seinem ebenfalls wenig bekannt gewordenen „Düveke" ein eigener Unstern, über den er sich in der Einleitung zur gedruckten Ausgabe bitter beschwert. Das Stück wurde im Hofburgtheater, wie er uns versichert, vor einem erlesenen Kreis von Zuschauern mit ungetheiltem Beifall gegeben, doch aber plötzlich, wahrscheinlich auf höhern Befehl, zurückgelegt und nie wieder aufgeführt. Das Süjet ist allerdings ein ziemlich heikles. Wir haben die Geschichte der unter dem Namen Düveke (Täubchen) bekannten Maitresse von König Christian II. von Dänemark vor uns, und Mosenthal gibt sich große Mühe, aus einer unerquicklichen Hof-Affaire etwas zu machen. Mißverständniß und Schwäche, die zwei Gebräuche seiner Theaterpraktik, spielen natürlich wieder die Hauptrolle. Düveke soll durchaus reingewaschen werden; zu diesem Zwecke darf sie zwei Acte lang nicht wissen, wer Christian ist. Daß sie aber nach der ersten Begegnung mit ihm sich ohne Weiteres von ihm entführen läßt, da sie's doch beide nicht nöthig haben, indem Düveke's Mutter ja mit allem und jedem einverstanden ist, möchte sich höchsten aus dem Umstande rechtfertigen lassen, daß es Mosenthal nur um einen eclatanten ersten Actschluß zu thun ist. Düveke lebt nun mit ihrem vermeinten Geliebten Faborg äußerst glücklich, und der sie wahrhaft liebende Schloßvogt Torben hat die unverzeihliche Schwäche, dieses ihr Mißverständniß nicht rechtzeitig aufzuklären, so daß Düveke erst bei einer Leichenfeier dahinter kommt, wer sie entführt habe. Da geräth sie plötzlich außer sich, sie will Christian nicht — warum? Wenn sie ihn wahrhaft liebt, was liegt daran, ob es der König ist oder irgend ein anderer? Da conspirirt sie plötzlich mit aller Welt, und Torben will ihr die Hand zur Flucht reichen, wobei er verrathen wird und den Henkerstod erleidet. In dem ganzen Stück sieht man sich vergebens nach einem halbwegs anständigen Menschen um. Christian ist ein Bluthund im rohesten Holzschnittstyl; Düveke mag durch ihr Lachen be-

zaubern, was sie aber spricht, ist ziemlich thöricht; der Kanzler Walkendorf ist ein Kuppler, Düveke's Mutter Sigbrit eine Kupplerin, Torben ein Schwachkopf. Die Liebesgeschichte ist eigentlich mit dem zweiten Aufzuge zu Ende, und nun werden allerlei politische Händel hineingefügt, so daß das Ganze ein widerliches Gemisch der unverträglichsten Elemente ist. Der dänische Krämer Stangesmal mit seiner vox comica: „es ist bitter!" kann uns nicht erheitern, der schauerliche Ausgang uns nicht das mindeste Interesse abgewinnen, so daß Alles in Allem diese Arbeit Mosenthal's verdientermaßen unbeachtet blieb. Mehr Glück machte „der Schulz von Altenbüren", das letzte Bauernstück, das er geschrieben. Unsern Heldenvätern zumal, denen seit Jahrzehnten die Kraft abgeht, einen Wallenstein, einen Lear, einen Götz von Berlichingen, zu geben, wird diese Titelrolle immer willkommen sein, nach der Deborah und dem Sonnwendhof muß die bloße Nennung hier genügen.

Im letzten Decennium seiner Thätigkeit für das Theater hat der unermüdliche Dramaturge mit Vorliebe den hohen Kothurn umgeschnallt, was er eigentlich schon nach der Deborah gethan hatte, aber durch die verunglückte Cäcilie von Albano abgeschreckt, wieder zu der ihm vertrauten Mittelgattung des Schauspiels oder doch zu minder waghalsigen, den bürgerlichen Verhältnissen näher liegenden Stoffen zurückgekehrt war. Nach mehr als zwanzigjähriger Praxis glaubte er endlich auch der großen Tragödie gewachsen zu sein und dichtete die „Pietra", vergaß jedoch, daß keine Praxis der Welt die urwüchsige Kraft des Gemüths und eine selbständige große Anschauung von den Dingen, wie die Tragödie sie bedingt, überflüssig machen könne. Bei der Pietra scheint ein in der Cäcilie nachlässig hingeworfenes Bild vorgeschwebt zu haben. Es ist auch ein Kampf zwischen Welfen und Ghibellinen auf italienischer Erde:

„Sie hatten bis in späte Nacht gekämpft,
Und auf dem Schlachtfeld lag mit breiten Flügeln
Der stumme Tod. Da zündete mein Vater
Um Mitternacht die kleine Leuchte an,
Und mit dem treuen Diener stieg er nieder
Nachlese haltend an geknickten Aehren.
Denn wo mit blut'ger Rose an der Brust
Ein Deutscher lag, den stießen sie ins Herz,
Die Andern aber trugen sie von dannen,
Und stahlen sie dem Tod, und wars zu spät,
So senkten sie sie in geweihte Erde.
Da gegen Morgen winkte mir mein Vater
Und führte mich zu einer Lagerstätte,
Auf der ein schöner, bleicher Jüngling lag;
Den Marmor seiner Stirne färbte Blut,
Stumm lag er da, dem todten Heiland gleich.
Ich löste seinen schweren Panzer ab,
Entfaltete die krampferstarrten Hände
Und thaute die erfrornen Lippen auf.
Versunken in das schöne, bleiche Bild,
Saß ich bei ihm und pflegte seine Wunden,
Bis er geheilt — und ich verwundet war."

Ganz das nämliche haben wir in der Pietra vor uns, nur spielt die Handlung ein halbes Jahrhundert später und Manfred, der natürliche Sohn Ezzelin's, ist der Geliebte Pietra's. Die Zusammenkunft auf dem Krankenbette füllt den zweiten Act und wäre sehr schön ohne die Hunderte von Versen, welche der auf den Tod verwundete Manfred mit wunderbar kräftiger Lunge hersagt. Der Schluß dieses zweiten Actes, wo Manfred von Pietra's wüthendem Vater und dem noch wildern Capellan gesucht wird, ist von fulminanter Kraft. Es fehlte nur ein Shakespeare, um ein Seitenstück zu Romeo und Julie zu liefern, was Mosenthal augenscheinlich beabsichtigte. Aber schon im dritten Act läßt der Schwung empfindlich nach. Wieder wird Manfred verfolgt, wieder soll uns Angst für ihn gemacht werden, aber es verfängt nichts, denn wir wissen, daß er vor seinen Verfolgern einen bedeutenden Vorsprung hat. Nun kommt im vierten Act ein unglückliches Mißverständniß mit einem Schlüssel; der bis dahin so kräftige Manfred

wird mit eins ohnmächtig, läßt sich den Schlüssel entwinden und seine Leute stürmen Pietra's Schloß. Diese verwandelt sich nun in Manfred's erbitterte Feindin, bis das Mißverständniß sich aufklärt und beide sterben. Fackelglanz, Fallthüren, Grabgewölbe eine hochdramatische Scenerie ist aufgeboten, aber unsere Theilnahme müssen wir diesem bloßen Gethue ohne innern Gehalt doch versagen. Mosenthal läßt Manfred von den Zaubergärten der Armida sprechen, welche Tasso erst 300 Jahre später erfunden hat. Die Verse sind hübsch, der Personen wenige, alles ist knapp bemessen, kurz wenn man nicht tiefer sieht, glaubt man alle Anzeichen zu einem Drama im reinsten Styl vor sich zu haben, und doch erweist das Ganze sich zuletzt nur als flach und geistlos.

Noch tiefer wird ein schön angelegter dramatischer Plan durch die bodenlose Gemeinheit der Gesinnung und das heillose Speculiren auf den Effect zerrüttet in dem Trauerspiel „Isabella Orsini". Die Heldin, ein hochgeistiges Weib, eine feinfühlende Mediceerin, welche an den eisenharten und ehrenfesten Herzog von Bracciano vermählt ist, soll an Goethe's Prinzessin Eleonore erinnern. In der That hat der glatte Fluß der Verse, ein gewisser Wohllaut und eine oft bestrickende Anmuth der Sprache viel Einnehmendes. Die Exposition, wie fast immer bei Mosenthal, ist sehr geschickt, aber schon der Schluß des ersten Actes, wo Isabella und Troilo, in den sie sich plötzlich verliebt, ganz versunken in einander dastehen, ohne daß der Herzog, der zugegen ist, das Geringste davon merkt, trägt auf einmal so dicke Farben auf, daß man ein Dorfstück vor sich zu sehen glaubt. Diese innere Rohheit des virtuosen Versesschmiedes tritt immer klarer hervor. Der Herzog hat Troilo zur Bewachung Isabella's gelassen, den Bock zum Gärtner gemacht, und Isabella, die doch, wie ihre Sangeskunst, um derentwillen sie eben erst zur Dichterin auf dem Capitol gekrönt wurde, und ihre Nachahmung des Anakreon sattsam beweist, von der Gewalt des Amor ein Wörtlein versteht, weit entfernt, Troilo auszuweichen, macht ihm noch alle möglichen Avancen, sie scheint gar nicht zu ahnen, daß dies die Pflicht gegen ihren Gatten verletze. Selbst als ihre Schwägerin, die Buhlerin Bianca Capello, in einer Angelegenheit vor ihr erscheint, die ihr den ganzen Werth edler Frauenwürde in Erinnerung bringen muß, ahnt sie noch nichts von ihrer Liebe und unmittelbar darauf stürzt sie Troilo bei „lichter, transparenter" Abendscenerie in die Arme unter dem Ausbruche der zügellosesten Leidenschaft:

„Gott, wie geschieht mir? die Besinnung läßt
Die Zügel fallen und mit fliegenden Mähnen
Braust der Gefühle rasendes Gespann
Und siegestrunken trägt es dir entgegen
Mein ganzes Herz und meine ganze Liebe."

Nach alledem (es ist fast komisch, so etwas zu sagen) fühlt die gute Isabella sich noch unschuldig. Es scheint, daß sie streng juristische Theorien vom Ehebruch hat und ein bloßes Umarmen und Küssen eines fremden Mannes für das unschuldigste Ding von der Welt hält. Noch unmittelbar vor ihrem Tode sagt sie in völliger Verdrehung des wirklichen Thatbestandes zu ihrem Manne, der sie umbringt:

„Und klag' ich selbst mich an,
So meß' ich mit dem Maße meines Herzens,
Doch für den Maßstab des gemeinen Lebens
Nicht eine Linie geb' ich preis der Schuld."

Nichts kann den dritten Actschluß an zündendem, wohlausgeklügeltem Effect übertreffen, mit diabolischer Souveränität verfügt Mosenthal über die kleinen Mittel, die für ihn natürlich Anfang und Ende der dramatischen Kunst sind. Denn um uns noch im letzten Augenblick zu martern, läßt er Isabella, die sich erst freiwillig dem Gericht ihres Gemahls gestellt, zuletzt doch den verzweifelten Entschluß fassen, Troilo's ihr dargebotene Rettung, die natürlich wieder vereitelt wird, anzunehmen. Daß dieser Troilo so frei umhergeht, verdankt er Bianca's Huld, welche ihm die ekelhaftesten Liebeserklärungen macht. Daß aber der junge Cardinal Fernando, Isabella's Bruder, der um Alles weiß, der Schwester unter dem nichtigen Vorwande: „Ein streng Gelöbniß schließt den Mund mir zu" nichts verräth, und dann doch, da es längst zu spät ist, ihr Warnungen und

Hilfsangebote zukommen läßt in directem Widerspruche zu diesem seinem angeblichen Gelöbniß — dieses und Aehnliches gehört in die reiche Vorrathskammer der Mosenthal'schen Retardirungsmotive, welche das Drama in einen angsterregenden Roman zu verwandeln bestimmt sind. Wenn dieser Cardinal zuletzt den Chorus des Stückes macht mit der Sentenz:

„Daß doch die derbe Menschenhand so schwer
Die feinen Fäden der Empfindung löst!
Des Herzens Recht und Pflicht sie sind ein — Räthsel,"

so muß man hinzufügen: „für einen Mosenthal" und es eine richterliche Sentenz oberster inappellabler Instanz des Autors über seinen eigenen Werth nennen, dem das Herz der reichen großen Bildergallerie seiner Dramen jederzeit ein undurchdringliches Geheimniß, ein unlösbares Problem geblieben ist.

Von den übrigen Trauerspielen Mosenthal's sei noch die „Maryna" hier behandelt, denn der Wurf ist ein sehr glücklicher und der Anlauf, den unser Poet dabei nimmt, vielversprechend. Verwandt mit dem Demetrius-Thema ist der Stoff nicht minder reichhaltig und anregend als dieses. Es ist dieselbe Marina, welche auch in Schiller's grandiosem Demetrius-Fragmente vorkommt, aber der Demetrius ist ein anderer, jener Iwan, genannt der Räuber von Tuschino, der sich ebenfalls für Demetrius ausgab und eine Zeit lang dem damaligen Czaren Schuiskoi furchtbar wurde. Wie immer ist es eine wahre Freude, Mosenthal exponieren zu sehen. Mit beneidenswerther Leichtigkeit zaubert er uns in einer einzigen Scene mit glühendem Colorit Land und Leute, den historischen Zeitpunkt und die momentane Situation hin. Ein Wirth, ein Zigeuner und dessen Schwester — das verrufenste Pack — und wir befinden uns mitten in der Handlung. Dazu hat er das ganze Sprichwörter-Lexicon Rußlands geplündert und der Zigeuner Koschelen weiß mit solchen Apophthegmen das jeweilige Stadium der Action haarscharf anzugeben: „Versprecher haben Lungen, doch nicht Beine"; „Besser ein lebendiger Bettler als ein todter Czar"; „Man kann die Mühle drehen, nicht den Wind, und wenn die Seifenblase platzt, wer flickt sie?" Eben dieser Koschelen kündigt seinen Spießgesellen Iwan, der durch seine Kühnheit und Schlauheit es so weit bringt, in einer Weise an, die dem ersten deutschen Klassiker keine Schande machen würde. „Der?" sagt er zum Wirthe Jephrem auf dessen Frage nach Iwan

„Ein Mordkerl! hört das Gräslein wachsen und
Die Flöhe husten, sag' ich dir, der spricht
Latein wie Zikerus, Hebräisch wie der
Erzvater Moses; seit der zu uns stieß
Komm' ich mir selber dumm vor wie ein Stör."

Dieser erste Act mit seinen typischen Figuren, seiner kecken Verve und den großen Erwartungen, die er erregt, dessen verhältnißmäßig enger Rahmen schon den vollen Ueberblick über das Verhältniß der Parteien zu einander gewährt, ist von großer Vortrefflichkeit. Der zweite Act überbietet beiweitem noch den ersten und er bewirkt diese großartige Steigerung überdies durch wahrhaft poetische Mittel. Freilich darf nicht vergessen werden, daß überall die Inspirationen von Schillers Demetrius ganz deutlich zu sehen sind. Der Czar Schuiskoi sendet die Bojaren Tatitschef und Romanow zu Maryna, wie Boris Godunow bei Schiller den Patriarchen Hiob zu Marfa. Maryna ist das leibhaftige Conterfei Marfa's in ihrer leidenschaftlichen Erregung, in ihrer Weigerung sich zu mäßigen, in ihrer geflügelten Sprache. Es sind ganz und gar Schiller's Ausdrücke, es ist ganz und gar Schiller's Pathos, wenn Maryna dem ihr zuredenden Vater antwortet:

„Dir zu gehorchen, tödtete ich still
Das Weib in mir — und Raum war für die Czarin!
Ja, als das Salböl von der Stirn mir troff,
Als Rußlands Fürsten mir zu Füßen knieten,
Und als vom Iwan Welike die Glocken
Mit ehr'nem Mund als Kaiserin mich grüßten.
Da fühlt ich dieses Herzens Oede plötzlich
Von wild berauschendem Gefühl erfüllt:

Caryca aller Reussen! schwindelnd trug
Mich der Gedanke auf der Menschheit Gipfel —
Da stößt mich eines Mörders Hand herab,
Zerschmettert sink' ich in des Abgrunds Tiefe."

Sprachschnitzer wie „mich ihr (statt ihrer) entäußern" macht ein Schiller allerdings nicht, aber Mosenthal ist in diesem Punkt ganz österreichischer Dichter. Die folgenden zwei Verse könnte Shakespeare nicht prägnanter gemacht haben:

„Du Romanow! was willst du, süßer Lügner?
Sprich du! du lügst doch Honig, jener Galle."

Wie schade, das Schiller mitten im zweien Demetrius-Acte gestorben ist! Hätte er seinen Schwanengesang vollendet, so würde auch die Maryna etwas Vollendeteres geworden sein. Aber von dem Augenblicke, wo Schiller's Genius sich von ihm wendet, wo er auf die eigene Erfindung angewiesen ist, verliert Mosenthal die Sicherheit, die Züge seiner Gestalten verblassen, vergröbern sich, aus dem so frisch aufgeweckten, so klug zugreifenden Iwan wird ein Wüstling, der fast vor den Augen Maryna's, die ihn als Gemahl anerkennt, ohne ihm Gattenrechte zu gewähren, sich mit einer Zigeunerin belustigt, Maryna, von der es jeden Augenblick heißt: „Maryna groß, Maryna blitzend, Maryna heilig" u. s. w., empfindet zärtlich gegen ihre erste Liebe, den Zaporogen Hetman Zarucki, ein wüstes Durcheinander verschiebt jede Ordnung, bis zuletzt wie in einem Spectakelstück Feuerkünste zu Hilfe genommen werden und Maryna und Zarucki bei ihrer ersten Umarmung verlodern, — ein trübseliges Ende, nicht nur der Maryna, sondern auch des Tragöden Mosenthal.

Wir sehen ihn wie im Leben, so auch im Dichter Carriere machen. Das letztere besteht bekanntlich nicht in einer innern Vervollkommnung, sondern in einer Erweiterung und Verstärkung der äußern Mittel. Maryna hat denselben abenteuernden und zigeunerhaften Zug wie Deborah, Mißverständnisse über Mißverständnisse und Schwächen über Schwächen schieben die Handlung, die jeden Augenblick still zu stehen droht, künstlich weiter, und doch wie vornehm ist die stolze Caryca gegen die arme Landstreicherin, wie ganz anders nehmen sich die hohen politischen Dialoge und die Kriegsscenen gegen das dörfische Gerede aus! Ja, Mosenthal der Ritter hat die Gesellschaft gesehen und kennengelernt, und das letzte seiner dramatischen Werke, das einzige Lustspiel, das er gemacht, ist ein Beleg dazu. „Die Sirene" hat jenen prickelnden Dialog, jene zündenden Pointen und die geistreiche Flüchtigkeit, worin Bauernfeld Meister ist. Ihr Bau verläugnet den echt Mosenthal'schen Stempel nicht. Wieder ist es ein abenteuernder weiblicher Wildfang, bezaubernd durch sein Lachen wie eine Sirene, oder richtiger wie das Düveke. Der junge Staatsmann v. Eggenburg hat sie in Rom als Begleiterin einer älteren scheinheiligen Dame kennen gelernt, er hört ihr anmuthiges Geplauder so gern wie das Plätzschern eines Bächleins — ganz dieselben Worte, die Otto in der „Cäcilie von Albano" gebraucht, als er Constanzens kindliches Geschwätz vernimmt. Wir lernen neben dieser lieblichen leichtsinnigen Person noch einen gutmüthigen Präsidenten kennen, der unter dem Pantoffel seiner Präsidentin steht, eine gefallsüchtige Wittwe, eine alte Tante mit dem unveränderlichen Dictum: „ich habe nichts gesagt" und einen Zeitungsschreiber, an welchem letztern Mosenthal seinem Haß gegen diese ihm so lästig gewordene Menschensorte Luft gemacht hat. Die Handlung ist noch weniger als unwahrscheinlich, sie ist undankbar, und doch ist das Ganze amüsant und füllt ganz anständig den Abend aus. Mosenthal verdirbt eben nichts, wie man zu sagen pflegt, er hat noch mehr als ein Dutzend Opern-Libretti gemacht und alle ganz nett, er war ein praktischer anstelliger Mensch, er lebte und ließ leben, er nahm es mit nichts und mit Niemandem genau.

Es ist ein Unglück, daß die Kritik nicht so coulant sein kann, daß sie ihm sagen muß, was er sich oft genug selbst gesagt haben mag. Wenigstens spricht er es in seinem umfangreichen Testamente aus, daß er alle die Ausstellungen, welche seine Werke erfahren, besser herausgefunden habe als seine Verkleinerer. Mosenthal war ein liebenwürdiger Mensch; die näher mit ihm umgegangen können nicht genug seine Zuvorkommenheit, seine Artigkeit, seine Herzensgüte rühmen. In seinem letzten Willen hat er jeden seiner

Freunde mit einem kleinen Geschenke bedacht. Er war von weicher Empfindsamkeit, soll als Freund sehr hingebend gewesen sein, er wird als zärtlicher Gatte geschildert. Den Verlust seiner früh ihm vorangegangenen Frau hat er nie verschmerzt, seine deutschen Comödianten sind ihren Manen gewidmet, er ist dann zeitlebens Wittwer geblieben. Ein leiser Duft sinniger Beschaulichkeit hat ihn immer umgeben und noch testamentarisch verfügte er, daß man ihn mit Blumen und unter Musik begraben solle. Der Herzkrampf, dem er erlegen, scheint sich schon früher zeitweilig bei ihm eingestellt zu haben, wenigstens hatte er eine ausgesprochene Ahnung, daß er den Frühling nicht mehr erleben werde. Sein letztes Gedicht „mein Häuschen", auf die Villa, die er baute, verfaßt, enthält rührende Strophen:

„Wie erfreu' ich mich am Werden,
Ueberall bin ich dabei;
Etwas muß der Mensch auf Erden
Haben, was sein Eigen sei.
Jeder Knospe an den jungen
Sträuchen, die ich selbst gesetzt,
Lausch' ich, bis sie aufgesprungen,
Mich durch Blüthenduft ergötzt.
... Doch ein heimliches Erbeben
Schauert mir durch das Gemüth:
Wirst du es denn auch erleben,
Daß dein Gärtchen schattig blüht?
Wenn die vollen Rosen sprossen,
Flieder duftet und Jasmin,
Ist vielleicht dein Aug' geschlossen,
Und ein fremdes blickt auf ihn.
Und ein Auge, still befeuchtet,
Blickt das fremde Häuschen an;
Doch von seinem Giebel leuchtet
Mir der Spruch: je nun — so dann!"

Ist diese letzte Strophe in ihrer unschuldigen, selbstbespiegelnden Koketterie nicht köstlich? Er hat ein neues Haus gebaut, wie seine Monica auf dem Sonnwendhof und fügt sich bescheiden wie diese in das über ihn Verhängte. Dieses Leben in den eigenen Dichtungen versöhnt uns mit allen Schattenseiten der Mosenthal'schen Muse, sie ist, wie seine Sirene, ein leichtsinniges hergelaufenes Kind, sie möchte gern alles fein säuberlich zusammenhalten, wie die alte Tante Aesthetica es gern hat, aber kann sie dafür, daß in dem Augenblicke, wo sie das eine ordnet, ihre andere Hand eine kostbare Vase zerschlägt, daß sie den Staub mit einem kostbaren Battisttuch abwischt? Von Mosenthal's Werken wird ihn wohl keines lange überleben, dennoch ist sein Tod bei noch so rüstiger Kraft ein unersetzlicher Verlust für das deutsche Theater, das nicht blos von dem Aether seiner großen Genien leben kann, zumal für das Hofburgtheater, dem er nach dem Tode Halm's eine wahre Stütze gewesen ist. Und so gehen wir mit dem wirthschaftlichen Pauperismus auch einer geistigen Verarmung entgegen, welche uns auch die Häupter der Kleinsten unter den Kleinen wehmüthig zählen läßt.

Shakespeare in einem italienischen Spiegel.

Von F. Groß.

Nur mit Zagen nehme ich immer wieder Erzeugnisse der neuesten italienischen Literatur zur Hand. Wer die großen Trecentisten der appeninischen Halbinsel im Kopfe und im Herzen hat, der scheut sich, zu einem Vergleiche zwischen der italienischen Literatur von heute und jener von ehemals gedrängt zu werden. Es scheint, daß die Zeugungskraft einzelner Völker für Jahrhunderte erschöpft ist, sobald sie einige literarische Größen hervorgebracht hat. England, das der Welt den größten Dramatiker gab, sieht seine Bühne immer mehr versinken in den Pfuhl der Banalität. Spanien, die Heimat des größten Humoristen, fristet seine Literatur heute mit Uebersetzungen. Italien, dieses Paradies, aus dem man — nach Alfred de Musset — mit „einem Sonnenstrahl im Herzen" zurückkehren muß, lebt von französischem, englischem und neuestens auch von deutschem Brote; nur in der Lyrik und im Gedichte überhaupt, unterstützt von einer Sprache, die für den Dichter klingt und singt, leistet es Beachtenswerthes, wie in der Satire Carducci's, in den Heine-Nachdichtungen Zendrini's. Aber der liebe Gott beschütze einen ehrlichen Christenmenschen vor modernen italienischen Romanen! Langeweile und Lächerlichkeit reichen in diesen Werken einander die Hände zu rührendem Bunde. An und für sich müssen Schärfe der Charakteristik, tiefgehende Psychologie, unbestreitbare Lebenswahrheit — Existensbedingungen eines guten Romanes! — der italienischen Sprache gewaltsam abgerungen oder vielmehr: aufgezwungen werden.

Leopardi erwies sich als Meister, indem er in den Mutterlauten der Barcarola und der Gondoliera Schopenhauer'sche Ideen mit Schopenhauer'scher Präcision ausdrückte. Im Allgemeinen liegt in der Sprache Italiens etwas Opernhaftes, sie macht Flöten oder Orgeln ertönen aber, nur vom Genius gehandhabt, gibt sie die einfache Stimme des menschlichen Herzens wieder. Und fehlt solch ein Genius der Romanliteratur, so mangelt er nicht minder dem Theater Italiens. Man kömmt da auf ein geradezu trostloses Gebiet zu sprechen. Nachäffungen der französischen „Sittenbilder" beherrschen die Bühne, und nur selten, wenn eben ein berühmter Gast, Rossi, Salvini — in früheren Jahren Modena — umherzieht, werden klassische Dramen gegeben, aber in Einrichtungen, daß auf einem germanischen Haupte alle Haare sich zu Berge sträuben. Es hat sich in Italien unmöglich eine moderne Nationalbühne entwickeln können; nur etwas mehr als ein halbes Jahrhundert ist's, daß in Piemont nur derjenige, der mindestens 1500 Lire besaß, lesen und schreiben lernen, und nur der Besitzer von wenigstens 1500 Lire Jahresrente eine höhere Schule besuchen durfte. Kein Land der Welt hat wärmere Patrioten erzeugt als Italien; seine größten Dichter feiern das Vaterland, beklagen es in Zeiten der Bedrängniß, bewundern es in Tagen großer Actionen, und doch — eine Folge der ehemaligen Kleinstaaterei — ist in Italien periodisch immer wieder von Italienern gegen die Pflege nationalen Bewußtseins, nationaler Dichtkunst agitirt worden. Lange vor der Zeit der eben besagten piemontesischen Verordnung jammerte Poggio darüber, daß Dante seine „Göttliche Komödie" in einer Sprache geschrieben, die „für Handwerker und Pöbel gut ist." Solche Denkart tauchte stets von Neuem auf;

bis in die jüngste Zeit schämte die vornehme Gesellschaft der Halbinsel sich, italienisch zu sprechen und nahm zum Französischen ihre Zuflucht. Erst die Einigung des Königreiches brachte einen Umschwung zum Besseren. Dieser Umschwung datirt entweder von zu kurzer Zeit her, oder der Vulkan der italienischen Literatur ist ausgebrannt — genug daran, letztere hat sich bislang zu keiner rettenden That aufgerafft, sie lebt von Erinnerungen und zehrt am eigenen, historischen Fette. Das Dutzend Poeten, welches derzeit Respektables leistet, macht noch keinen Parnaß; übrigens ist — nach dem Sprüchworte — da mancher Einäugige König, manche Mittelmäßigkeit trägt den Lorbeer der Größe. Ich habe Italien durchwandert die Kreuz und Quer, und die Genüsse unvergeßlicher Tage mit abendlichen Theaterbesuchen abgebüßt, aber was ich da an Zugstücken, an Werken beliebter, vielgespielter Dramatiker sah, übertraf meine schlimmsten Erwartungen. Ferrari, Giacometti, Torelli, Marenco u. s. w. würden bei uns pur et simple verlacht werden. In ihrer Heimat gilt Jeder von ihnen als applauditissimo autore — der Superlativ gehört in Italien zum täglichen Vergnügen! — einer oder der andere ist aber auch egregiosissimo und ingegnenosissimo. Ich weiß nicht, welchen Beinamen die, ewig in Bewunderungskrämpfen sich windende, italienische Tageskritik Herrn Ippolito Tito d'Aste zu verleihen pflegt. Signor d'Aste hat bereits eine stattliche Menge von Dramen zur Welt gebracht. Aber nur von einem einzelnen Gliede dieser dramatischen Kette möchte ich sprechen, von dem fünfaktigen Drama: „Shakespeare". Nicht, als ob dieses Bühnenwerk die Aufmerksamkeit des außeritalischen Urtheiles unbedingt herausforderte; nein, aber es hat daheim derart gefallen, daß es zu den meistgespielten Stücken zählt und deshalb wohl als vollgültige Probe der dramatischen Literatur-Physiognomie des heutigen Italien betrachtet werden kann. An und für sich wäre es nicht uninteressant, zu lernen, wie Shakespeare in italienischem Spiegel sich malt. Italien, diese Wiege alles Schönen und Guten, das Mutterland des Universitätswesens, dasjenige Reich, welches seinerzeit die meisten Buchdruckereien besaß, darf sich rühmen, der Weltliteratur nicht nur fertige Werke geschenkt sondern auch viele Anregungen geliefert zu haben. Shakespeare schöpfte aus italienischen Novellisten seine Stoffe. Milton schuf sein „Paradies" nach Andreini's „Adamo". So steht England in der Schuld Italiens. Dieses hat seine Forderungen gedeckt, indem es Shakespeare seiner Bühne einverleibte. Nicht die „Historien" nahm es auf und nicht die Scherzspiele sondern die Tragödien der Leidenschaft, das Hohelied der Liebe, das Schreckbild der Eifersucht, das Drama des Ehrgeizes und Anderes. Damit ist nicht bewiesen, daß Shakespeare in Italien allenthalben auf Verständniß stoße — die Uebersetzer zwängen den englischen Riesen nicht selten in ein echt romanisches Prokrustesbett, und es gelingt ihnen, die Realistik des Shakespeare'schen Wortes in hochgehendem Wortschwall zu ersäufen, scharfe Lebensweisheit in eine weichliche Phrase umzugestalten und die erhabensten Verse von Militairmusik durchrauschen zu lassen.

Herr Tito Ippolito d'Aste scheint Shakespeare nicht viele Nächte geopfert zu haben. Er kennt eine Biographie des Dichters, hat einige, zum Theil übrigens widerlegte, Anekdoten über Shakespeare gesammelt, und stellt nun den großen Britten auf das italienische Theater, damit er wandere von Stadt zu Stadt. Er hat in Deutschland einige Vorgänger: in Holtei, der einmal ein vieraktiges Schauspiel: „Shakespeare in der Heimat" geschrieben, ferner in Oswald Marbach, dem Verfasser des „phantastisch-satirischen Zauberspieles: „Shakespeare-Prometheus", in einem Anonymus, der ein Gelegenheitsstück: „Shakespeare in Deutschland am Tage seiner Jubelfeier" in die Welt gesendet, und in mehreren Anderen — nicht zu gedenken der Erzähler, unter denen Heribert Rau sich eines vierbändigen Romanes: „Shakespeare" schuldig gemacht hat. Bleiben wir aber bei Herrn d'Aste, so schwer uns das manchmal auch werden mag. Für mein bescheidenes Theil hasse ich alle biographischen Theaterstücke, alle sogenannten Künstlerdramen, wie namentlich Deinhardstein sie producirte; diese „Hans Sachs", „Garrick in Bristol", Boccaccio", „Salvator Rosa" u. s. w. sind mir ein Dorn im Auge, und ich glaube, mit dieser Idyosinkrasie nicht alleinzustehen. Wer kein interessantes Stück zu schreiben vermag, nimmt irgend einen berühmten Mann, gießt Worte herum,

läßt Jenen im Vorauswissen, was nach seinem Tode vorgehen wird, ihn von Ahnungen und Prophezeihungen erfüllt sein — frei nach Friedrichs des Großen Ausruf: „Kinder! Jetzt ziehen wir in den siebenjährigen Krieg!“ .... Prüft man diese Gattung Dramen auf ihren Feingehalt, das heißt: denkt man sich statt der Celebrität eine andere Figur, eine rein menschliche Gestalt, so zerfallen Handlung und Dialog in interesselose Trümmer, und der Titelheld gewinnt uns kaum flüchtigste Beachtung ab ...

Herr von Aste führt sein Shakespeare-Drama im ersten Akte bis zum Jahre 1584, im zweiten bis 1586, in den folgenden Aufzügen bis 1598, 1604, 1613. In einer längeren aber überflüssigen Vorrede theilt er Bruchstücke aus Shakespeare's Testamente mit, hebt entrüstet hervor, Shakespeare hätte seine Familie in Stratford fast nie besucht, seiner Frau nichts als ein Bett vermacht, und sei überhaupt als Familien-Oberhaupt so reich an Mängeln gewesen, daß er — Signore Ippolito Tito — sich bemüssigt gesehen habe, des Dichters Charakter zu verbessern. Nicht ohne erheiternde Originalität ist die Idee, Caliban dem Personalstatus dieses Dramas einzufügen. Caliban ist, ich habe lange nicht so herzlich gelacht wie bei dieser Entdeckung, William Shakespeare's — Schwager, der Bruder von dessen Gattin, seines Zeichens aber, da das Schwagerthum nicht zu den bürgerlichen Beschäftigungen zählt, Hausknecht bei dem Metzgermeister John Shakespeare, dem Vater des zukünftigen Dichters. Der erste Akt spielt vor der Shakespeare'schen Fleischbank, auf einem freien Platze, als dessen Zierde der Dichter ausdrücklich einen Baum vorschreibt. Anfangs weiß man nicht, was dieser Baum bedeuten will, was sich aber später sehr befriedigend erklärt. Gleich zu Beginn lernen wir Shakespeare senior und seinen Hausknecht Caliban kennen; ersterer verbietet letzterem, sich je als Schwager des jungen Herrn zu geriren, da er des Teufels Sohn sei. Wir wissen aus dem „Sturm“ von Caliban's höllischer Verwandtschaft, aber was in märchenhaft-grotesker Umrankung unsere Phantasie reizt und beschäftigt, das wirkt im vorliegenden Falle blos lächerlich. Wenn der Teufel einen Sohn bekömmt, so läßt er ihn nicht Hausknecht werden. Caliban erhält Auftrag, Alles vorzubereiten, damit William ein großes Kalb schlachten könne. Der Sohn des Höllenfürsten gehorcht, und alsbald hören wir William innen etwas von einem Opfer deklamiren, das er den Göttern darbringe. Caliban erklärt uns die Deklamations-Motive des jungen Shakespeare: „Wie es seine Gewohnheit ist, widmet er dem geschlachteten Kalbe einen Hymnus.“ Shakespeare père ermahnt hierauf Shakespeare fils, vernünftig zu sein, sich mit Eifer der Metzgerei zu ergeben, William sträubt sich, und wie der Vater ihn fragt, was ihm denn noch fehle, nachdem er in einer so schönen Fleischbank hantieren dürfe, erwidert der ungerathene Sprößling: „Der Frieden der Seele und des Herzens.“ Worauf Papa ihm aber, in der Meinung, er sei nicht recht bei Sinnen, den väterlichen Rath gibt, nicht zu viel Bier zu trinken, abgeht und William seinem Monologe überläßt. Unser Held will nicht Metzger werden, sondern Dichter:

„Reccaio? ... no ... poeta! ... eccolo ill sagno
Delle mie notti travagliose! ...“

Schon hat er insgeheim, in den Muſestunden zwischen Kalbsschlägel und Beefsteack den „Raub der Lucretia“ und „Venus und Adonis“ geschrieben, betrachtet aber die Bühne als Ziel seiner Wünsche. Seinem Vater, der sich vor den Zuhörern bei ihm entschuldigt, er habe ihn nicht können studiren lassen, seitdem er das Amt eines High bailliff (balivo) verloren und zur Fruktificirung des Rindviehes gegriffen habe, trägt William nichts nach. Er liebt den Alten, kränkt sich aber, weil dieser ihn nicht verstehen kann. Mit dem Schlachtmesser in der Hand deklamirt er: „Wehe! Nicht der Dolch Hamlet's ist's! .. ich muß Kälber tödten, und Du bist in meiner Hand das Werkzeug schnöden Gewinnes.“ Er wirft das kälbertödtende Messer weg. Da erscheint Caliban; er, der — nach dem Rezept der Vorrede — des Dichters „bösen Genius“ bedeuten soll, hat erspürt, daß William, trotzdem er schon verheirathet und Vater zweier Kinder sei, Lady Elisabeth, die Schwester des in der Nähe residirenden Grafen Southampton, liebe, ferner, daß er Wilddieberei treibe und sich mittels eines Pasquills gegen Sir Thomas

Lucy vergangen habe. Caliban hegt etwas kommunistische Anschauungen, er variirt das bekannte Thema: „Alles muß verungeniret werden", und aus Wuth darüber, daß er, der Schwager, Hausknechtsdienste leisten müsse, nimmt er sich vor, William als Feind zu verfolgen. Zwischen dieser Versprechung und dem Erscheinen besagter Lady Elisabeth liegt ein einsamer Monolog, in welchem Shakespeare zugesteht, er rage als Gatte und Vater nicht besonders hervor, nur seine Gedichte seien seine leigentlichen Kinder. Lady Elisabeth kennt William's bisherige Werke. Shakespeare pflegte letztere in oberwähntem Baume zu verbergen — man sieht also, wozu ein literarhistorischer Baum gut ist — Graf Southampton entnahm sie diesem Verstecke, las sie im Vereine mit seiner Schwester, und diese treibt nun die Höflichkeit so weit, den jungen Metzger also anzusprechen: „Ich wünsche eine kurze Unterredung mit dem, der Englands zukünftiger Stolz sein wird." Man erfährt nicht, was Elisabeth eigentlich wünscht. Sie prophezeit William Alles, was in Gervinus' Shakespeare-Commentaren zu lesen steht, scheint auch die Erklärungen von Delius und Kreyssig zu kennen und begeistert William zu dem Entschlusse, in Zukunft kein anderes Messer in die Hand zu nehmen als den Dolch der Melpomene. Elisabeth versichert ihm, ein Dichter sei mehr als ein König, macht ihm über sein Verlangen die Zusage, seinen Kopf mit Lorbeerblättern zu garniren, sobald er einmal berühmt geworden sei, und geht dann ab, um nach London zu reisen. Auch William's Bleiben ist hier nicht. Shakespeare père theilt ihm mit, Sherisch und Aldermann suchen ihn in Folge einer Klage Sir Lucy's; der Vater ertheilt dem Sohne seinen Segen, gibt ihm aber auch Geld mit, und William flieht aus Stratford — wie der Alte meint, aus Furcht vor der Strafe, wie wir aber besser wissen: um in London unsterblich zu werden. Der zweite Akt bringt Shakespeare als Mitglied des Blackfriars-Theaters in London; die Scene spielt hinter den Coulissen, wo Shakespeare als Darsteller letzten Ranges sich unter seinen Collegen Burbadge, Condell u. s. w. bewegt. Wir erfahren, daß er ein Drama „Hamlet" von einem sicheren „Thomas Kyd" Burbadge übergeben hatte, und daß nun die Aufführung dieses Dramas bevorsteht. Auch Marlowe, der Dichter des „Faust", thut mit; er beweist, dieser Thomas Kyd habe seinen Stoff aus einem alten Buche geschöpft, auch von anderer Seite wird Neid gegen den Autor der Novität laut: einzelne Schauspieler lästern auch ihre Rollen, Condell insbesondere findet den ihm zugefallenen „Polonius" unerträglich. Bis zum Ueberdrusse wird auf der Bühne Literatnrgeschichte getrieben und Shakespeare's früheres Gewerbe des Pferdehalters vor dem Theater besprochen. Um durch tiefe Ideen zu imponiren, läßt Signore d'Aste seinen Shakespeare ohne besonderen Anlaß den Monolog: „Sein oder Nichtsein" vortraegu, ein Mittel, das er im Verlaufe der fünf Aufzüge oftmals anwendet. Das Rezept ist probat — Herr A. Mels z. B. machte mit einem Lustspiele: „Heine's junge Leiden" nur dadurch Glück, daß Heine in selbem seine eigenen Gedichte recitirt. So gefällt denn auch Shakespeare's Monolog, und wenn der Dichter weiterhin ganze Strophen aus seinen Sonetten spricht, so muß er damit unbedingt Wohlgefallen erregen, umsomehr als alle Dinge, auch die Diskussionen über Kälberschlachten, in Jamben abgethan werden, und der Hörer bald an den Versgang gewöhnt ist ... Inzwischen ist „Hamlet" zu Ende gespielt, Graf Southampton erscheint und hat es — in Erinnerung an den Baum vor der Stratforder Fleischbank — sofort weg, daß dieses Stück nur Shakespeare zum Verfasser haben könne. Nun wird unser Dichter, nicht Herr von Aste, sondern Shakespeare, allseitig gefeiert, und vor dem Fallen des Vorhanges anticipirt Marlowe sämmtliche kritischen Aufsätze, die von damals bis heute über sein Verhältniß zu Shakespeare erschienen: „Du wirst meinen Ruhm verdunkeln, aber ich grüße in dir den Genius! Mein „Faust" wird vielleicht vergehen, dein „Hamlet" niemals!"

Zum dritten Akte, der in der natürlichen Reihenfolge unvermeidlich eintritt, macht der Dichter vor Allem die Bemerkungen, die Darsteller müssen, da inzwischen Jahre vergangen seien, ihre Kleider wechseln; er scheint von dem Geiste der seine Schöpfung belebenden Künstler und Künstlerinnen nicht die vortheilhafteste Meinung zu haben. Wir sind in London beim Grafen Southampton. Dieser liebt Ketty, eine Schauspielerin, die sich auch Shakespeare's Neigung erfreut; Caliban, der in London lebt, sich von der

hausknechtlichen Thätigkeit zurückgezogen hat, und nur noch dem Zwecke lebt: William Shakespeare zu verfolgen — ein miserabler Hausknecht, das! — verspricht Southampton, der von Ketty's Verhältniß zu William nichts ahnt, ihm das Mädchen zuzuführen. Wir bekommen da in Caliban's neuen Beruf einen tieferen Einblick. Gleich darauf, ohne allen überflüssigen Zusammenhang, zeigt sich Susanne, Shakespeare's Tochter. Sie will bei ihrem Vater leben und ihn seiner verlassenen Familie zurückerobern. Der Vater, der sie seit ihrer frühesten Kindheit nicht gesehen, kennt sie nicht; vorerst sucht Susanne nicht ihn auf, sondern Lady Elisabeth, an welche der Pastor von Stratford sie empfiehlt, und zwar unter dem Pseudonym „Ariella", ohne weitere Bezeichnung. Ariella also tritt bei der Lady ein, diese ernennt sie stehenden Fußes zur Vorleserin, befiehlt ihr, sofort Einiges aus „Venus und Adonis" zu lesen, und in der That trägt Ariella nun Shakespeare'sche Verse vor, die Signore d'Aste nicht übel gelungen sind. Im Anschlusse an diese deklamatorische Produktion entspinnt sich, was in einem Drama außerordentlich amüsirt, ein Streit zwischen Southampton und seiner Schwester über die Regeln des Aristoteles. Der Graf plaidirt zu Gunsten des Dichters, mit dem er (während der Zwischenakte) innige Freundschaft geschlossen; seine Auseinandersetzungen endigen mit der Sentenz: „Aristoteles ist todt, Shakespeare lebt; jener legte dem Genius Zügel an, dieser gab ihn frei." Zur Abwechslung folgt nun ein kleiner Skandal; Shakespeare sieht Ketty in Southampton's Haus eintreten, darüber entspinnt sich wilder Hader unter den Freunden und Southampton macht zuletzt nicht übel Miene, den theuren Dichter schnöde hinauszuwerfen. Shakespeare hat in diesem Akte überhaupt kein Glück. Ergeht es ihm schlimm bei seinem Freunde, so erlebt er noch Traurigeres bei Lady Elisabeth. Er erinnert sie daran, daß sie ihm seinerzeit Lorbeeren versprochen habe, und da sie schon bereit ist, ihm diese zu gewähren, bittet er sie auch um etwas Liebe. Darauf hin ermahnt Lady Elisabeth ihn, das hehre Beispiel Dante's zu befolgen, der in der Art, wie er seine Liebe zu Beatrice auffaßte, ein herrliches Beispiel geliefert. Shakespeare ist damit keineswegs einverstanden. Lady Elisabeth verabschiedet ihn mit den Worten: „Zu viel schon hörte ich aus Eurem Munde; Sir William Shakespeare, der frohe Liebhaber leichter Triumphe, verlasse mein Haus für immer; an seiner Stelle kehre der große Dichter zurück, das Haupt mit dem verdienten Lorbeer geziert. Ein neuer Dante, rufe er seine Beatrice an, und zu neuen Gesängen werde ich seinen Genius anfeuern." Mit der Liebe ist es also nichts. Der Vorhang fällt. Wenn er wieder aufgeht, sehen wir Shakespeare's Wohnung. Wir erfahren, daß in derselben wüste Orgien gefeiert werden, und um das nach außen zu markiren, schreibt Signore d'Aste der Regie — halbgeleerte Bierflaschen vor. Während des Biertrinkens kömmt Shakespeare die Idee zu „Was ihr wollt" — es hat das weiter keinen Zweck, füllt aber die Pause aus, bis Lady Elisabeth bei Shakespeare erscheint, um Ariella — deren Herkunft sie (Alles im Zwischenakt) erfahren hat — für einige Zeit seiner Obhut zu übergeben. Lady macht nämlich eine Reise und will diese Gelegenheit benützen, um Vater und Tochter einander zu nähern. Shakespeare nimmt das Mädchen freudig auf; da er hört, Ariella stamme aus Stratford, erinnert er sich so nebenbei seiner Frau und seiner Kinder; daß sein Sohn gestorben sei, hat man ihm gerüchtweise erzählt. Sobald Susanna-Ariella allein ist, erscheint Caliban, sucht den Dichter bei ihr zu verleumden, macht Anspielungen darauf, daß Shakespeare sie aus unlauteren Gründen bei sich behalte — das Alles mit der Prämisse, daß auch Caliban Susanne nicht wiedererkennt. In Caliban's Begleitung befindet sich Lord Varlein, der Lady Elisabeth's Vorleserin schon seit Langem nachstellt. Shakespeare, der zur rechten Zeit hinzukömmt, weist dem Lord die Thüre — Herr von Aste scheint das Herauswerfen für einen sehr wirksamen Aktschluß zu halten — und ruft ihm zu: „Hinaus, Mylord! Shakespeare, der Spaßmacher, der Seiltänzer, der Komödiant, stempelt sonst Euer Antlitz mit seiner plebejischen Hand!" Ariella macht bald ihren wohlthätigen Einfluß geltend. Im fünften Akte sieht man bei Shakespeare schon keine Bierflaschen mehr. Burbadge und die übrigen Schauspieler halten Ariella für des Dichters neueste Geliebte; Shakespeare hat mittlerweile, an der Seite seines Schützlings, den „Sturm" geschaffen, ihr zu Ehren den Luftgeist: „Ariel" genannt, aber auch den gräßlichen ci-devant-Haus-

knecht verewigt. Lady Elisabeth kehrt, hochtrabende Phrasen auf der Zunge, zurück. Anstatt zu grüßen, schreit sie noch in der Thüre: „Eine unvergängliche Krone weiht Euch die Welt, nicht allein England. Dem Beifall des jubelnden Volkes fügt Elisabeth ein einziges Wort bei: Dank!" Nachdem Lady sich mit einer respektablen Anzahl solcher Tiraden vergnügt hat, vermittelt sie, daß Ariella sich zu erkennen gibt. Shakespeare beschließt nun, auf allen weiteren Ruhm zu verzichten, in den Schooß seiner Familie zurückzukehren und dort den Rest seiner Tage zu verleben. Nicht einmal seine Ernennung zum Direktor des Blackfriarstheaters vermag ihn in London zurückzuhalten. In Wirklichkeit führte er diese Direktion lange, bevor er London verließ, aber mit schönem Unabhängigkeitssinne setzt der italienische Dichter sich über solche Kleinigkeiten hinweg. Shakespeare führt noch einen kleinen Disput darüber, welche Grabschrift er sich wünsche, dann gibt er das Zeichen zum letzten Niedergehen des Vorhanges mit den an Susanna gerichteten Worten: „Der Poet ist todt, aber in ihm lebt der Vater wieder auf" ... So endet das Drama, das uns zeigt, wie aus dem Fleischerjungen ein großer Dichter und aus diesem ein — ordentlicher Mensch wird. Nichts habe ich hinzuzufügen als eine Bitte an italienische Schauspieler, die in deutschen Landen gastiren: mögen sie nie auf den Gedanken gerathen, unserer Shakespeare-Verehrung damit scheinbar Rechnung zu tragen, daß sie das Shakespeare-Stück des Herrn Ippolito Tito d'Aste auf die Scene bringen. Vor Allem würden sie ihrem Vaterlande einen schlechten Dienst erweisen, wenn sie vor der Rampe darlegen wollten, wie *Shakespeare in einem italienischen Spiegel* aussieht.

Kritische Rundblicke.

Ein platonisches Gespräch.

Von Ed. v. Hartmann.

In Carl Duncker's Verlag (C. Heymann) erschien soeben eine neue Schrift von Ed. von Hartmann: „Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart." In diesem geistvollen Werk, das als eine kritische Geschichte der neueren philosophischen Literatur bezeichnet werden kann, führt Ed. v. Hartmann in besonders schlagender Weise Hans Vaihinger ad absurdum, der als Schüler von F. A. Lange das System seines Meisters — Hartmann bezeichnet es als das System des „Confusionismus" — weiter fortgeführt hat und dabei zu höchst abenteuerlichen und verworrenen Schlußfolgerungen gelangt ist. Hartmann kennzeichnet diese Folgerungen auf eine sehr drastische und einleuchtende Weise in folgendem „platonischen Gespräch", das den Schluß seiner gegen Vaihinger gerichteten polemischen Untersuchungen bildet:

„Setzen wir den Fall, Herr Vaihinger stände im Begriff, um die Hand einer Dame anzuhalten, so könnte sich etwa folgende Unterhaltung entspinnen:

Hr. Vaihinger: „Mein Fräulein, ich liebe Sie! Bevor Sie Sich aber entschließen, Sich meiner Führung durchs Leben anzuvertrauen, fühle ich mich als redlicher Mann verpflichtet, Sie nicht darüber in Zweifel zu lassen, in welchem Lichte Sie mir erscheinen. So schön Sie auch sind, so ist nämlich Ihre Schönheit doch nur die ureigenste Schöpfung meines Geistes, und Ihr holder jungfräulicher Leib ein reines Product meines Vorstellungsvermögens."

Die Dame: „Herr Doctor, ich bin Ihnen zwar sehr verpflichtet, daß Sie die Güte gehabt haben, mich zu produciren, indessen unter diesen Umständen ..."

Hr. Vaihinger: „Entschuldigen Sie, mein Fräulein, auch von Anderen werden Sie auf dieselbe Weise wie von mir producirt, aber keiner von Ihren Bewunderern trägt dem lieblichen Schein, den er sich geschaffen, die gleiche Verehrung und Anbetung entgegen wie ich."

Die Dame: „Aber, Herr Doktor, Sie werden doch nicht leugnen wollen, daß dieser Ihrer Erscheinung von mir eine Wirklichkeit entspricht."

Hr. Vaihinger: „So leid es mir thut, so muß ich doch, um ganz ehrlich gegen meine eventuelle Zukünftige zu sein, Ihnen gestehen, daß ich kein Mittel für möglich halte, um über die bloße Subjectivität dieses Scheines hinauszukommen, oder denselben als einen durch eine entsprechende Wirklichkeit „wohl begründeten" anzuerkennen."

Die Dame: „Aber mein Herr, sie sprechen mir ja damit geradezu meine selbstständige Existenz ab!"

Hr. Vaihinger: „Um Vergebung, liebes Fräulein, in eine solche dogmatische Negation werde ich mich wohl hüten zu verfallen."

Die Dame: „Kurz und gut, Herr Doctor, halten sie mich, abgesehen von Ihrer so schmeichelhaften Vorstellung von mir, für existirend oder nicht?"

Hr. Vaihinger: „Ich bedaure, die Entscheidung, zu der Sie mich drängen wollen, als kritischer Denker ablehnen zu müssen. Selbst am Tage unsrer goldnen Hochzeit würde ich so wenig wie heut in der Lage sein, ihnen diese Frage zu beantworten."

Die Dame: „Sie geben vor, mich zu lieben, und glauben nicht einmal an meine Existenz?"

Hr. Vaihinger: „O theuerstes Fräulein gewiß glaube ich an Ihre Existenz, so fest wie

an die höchsten und heiligsten Träume des Menschenherzens, an das Gute und Schöne, — nur Ihre Existens zu wissen mußte ich ablehnen. Sie sind mehr als Wirklichkeit, Sie sind mein Ideal!"

Die Dame: „Herr Doctor, ich verstehe Sie nicht; wie können Sie an etwas glauben, von dessen Existenz Sie nichts wissen zu können behaupten?"

Hr. Vaihinger: „Ich glaube an Sie wie an die ewige Wahrheit der Poesie; ich bete Sie an als mein Gedicht, als das schönste und herrlichste, das mir je gelungen!"

Die Dame: „Sehr verbunden! Dann hätte ich also nicht blos die Ehre, ein Product Ihrer Sinnlichkeit, sondern auch eine Schöpfung Ihrer dichterischen Phantasie zu sein!"

Hr. Vaihinger: „Allerdings, mein Fräulein, und ich werde Sie ehren mein Lebelang, wie ich die Ideale meiner Jugend ehren werde."

Die Dame: „Aber würden Sie mich dann nicht eines Tages als eine „bewußte Illusion" betrachten?"

Hr. Vaihinger: „Sein Sie unbesorgt, Sie werden mir mit der Zeit zur „habituellen Illusion" werden, wie meine Liebe selbst."

Die Dame: „Gleichviel, einmal durchschaute Illusionen pflegt man sich nur noch so lange gefallen zu lassen, als sie süß, einschmeichelnd und angenehm sind, und ich habe keine Garantie, das wirklich zu sein, geschweige denn, immer zu bleiben. Wenn also Ihr Glaube an meine Existenz Ihnen bis jetzt nur als eine poetische Illusion Ihrer genialen Phantasie gilt, so habe ich von Ihrer interessanten Lection doch soviel kritische Vorsicht gelernt, um auf die Wahlentscheidung über Ihre Frage, ob ich Ihre Frau werden wolle, mindestens für so lange zu verzichten, als Sie auf die theoretische Entscheidung meiner Frage, ob ich existire oder nicht, verzichten zu müssen behaupten."

Hr. Vaihinger: „O mein Fräulein, wenn Sie nur ein Semester meine Collegien mit anhören würden ..."

Die Dame: „Gott schütze mich!"

(Sie entflieht.)

Die wissenschaftliche Polemik in Deutschland wird so selten mit den Cavalierwaffen des Witzes und der Urbanität geführt, daß wir um so mehr Veranlassung hatten, auf die philosophische Satire, die in dem hier abgedruckten Dialog enthalten ist hinzuweisen.

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte,** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Für die Redaction verantwortlich: **Ernst Julius Günther in Leipzig.**

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien soeben und ist in jeder Buchhandlung zu haben:

Die

Entstehung des modernen Frankreich.

Von

H. Taine.

Erster Band: **Das vorrevolutionäre Frankreich.**

Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher.

Erster Band, 29 Bogen. — Eleganteste Ausstattung. — Preis 7½ Mark.

Inhalt.

H. Taine (Biographische Skizze). — Vorwort.

Erstes Buch. **Bau der Gesellschaft.** I. Entstehung der Privilegien. — II. Die Privilegien. — III. Von den Privilegirten zu leistende lokale Dienste. — IV. Von den Privilegirten zu leistende allgemeine Dienste.

Zweites Buch. **Sitten und Charaktere.** I. Das Hofleben. — II. Das Salonleben. Dessen Annehmlichkeiten. — III. Die Schattenseiten des Salonlebens.

Drittes Buch. **Der Geist und die Doktrin.** I. Das wissenschaftliche Element des revolutionären Geistes. — II. Das klassische Element desselben. — III. Vereinigung beider Elemente. — IV. Die zukünftige Gesellschaft.

Viertes Buch. **Die Ausbreitung der Doktrin.** I. Erfolge der Doktrin in Frankreich. — II. Das französische Publikum. — III. Die Mittelklasse.

Fünftes Buch. **Das Volk.** I. Das Elend. — II. Die Steuern als Hauptursache des Elends. — III. Der geistige Zustand des Volkes. — IV. Auflösung der militärischen und socialen Organisation. — V. Resumé.

Anhang. Erste Note. — Zweite Note. — Dritte Note.

Soeben erschien im Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig**:

Gemischte Gesellschaft.

Heitere Plaudereien

von

Oscar Blumenthal.

Zweite Auflage.

15 Bogen. gr. 8. Preis eleg. broch. 3 Mark, eleg. geb. 4 Mark 50 Pfge.

Motto:

Wenn auch die Verständigen nicht erbarmlos — richten werden, was ich gedichtet harmlos — und die Günstigen werden lieben und loben, — was ich geschrieben und gewoben — so werden doch die Mißwollenden, Grollenden, — die nicht Sehenden und nicht sehen Wollenden — geringschätzig blicken auf diese Sachen, — und sich zwingen, an keiner Stelle zu lachen! — Ihnen sei der Schaden, den sie sich selbst zufügen — daß sie sich um ihren Part betrügen!

(Rückert-Hariri.)

Inhalt:

Buch und Autor.
Mein Hausfreund.
Vom grünen Rhein.
Locomotivenpfiffe.
Bayreuther Tagebuchblätter.
Was die Gummiräder erzählen.
Eine Regel gegen Gemüthsschmerzen.
Der Liebesbrief.
Wie Dichter schreiben.
Ein ehrlicher Finder.
Schlaflose Nächte.
Ein Seufzer unter Blumen.
Visitenkarten.
Zoodramatische Ergüsse.
Ein Ehrenmann.
Schwarze Strophen.
Ein Beitrag zur Küchenästhetik.
Nücken und Tücken.
Neue Epigramme.

Den „Allerhand Ungezogenheiten", von welchen bereits die fünfte Auflage erschienen ist, schließt sich das Buch in Inhalt und Ausstattung am nächsten an.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.